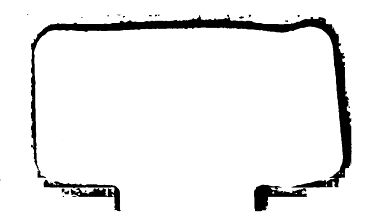
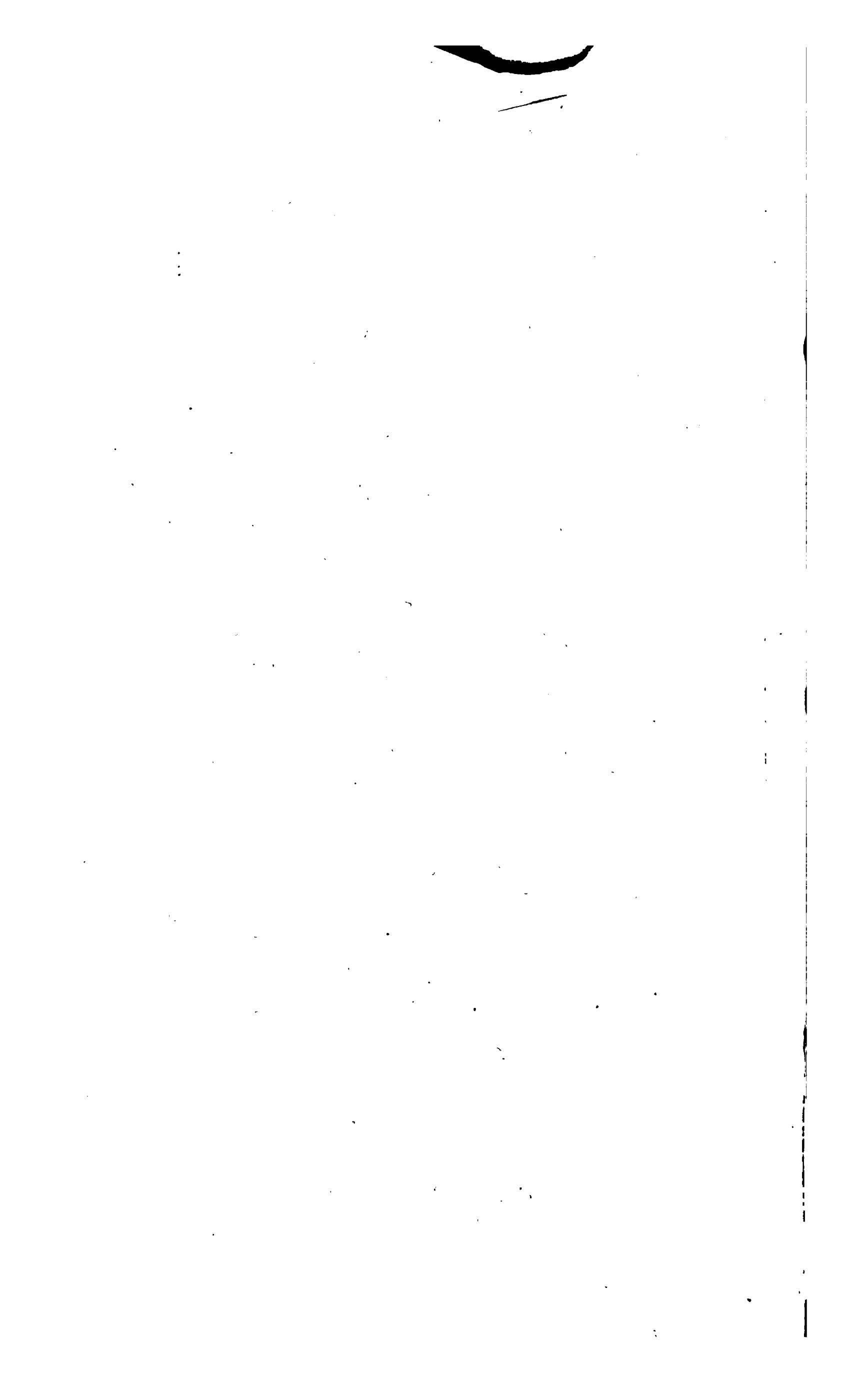








Grabbe's

Leben und Charakter.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind ferner erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Daumer, G. F. Geheimnisse des christlichen Alterthums. Zwei Bände	3	—
— Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte	1	15
— Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
— Die Religion des neuen Weltalters. Drei Bände	4	15
Falkson, Ferdinand, Giordano Bruno	1	15
Gutzkow, Karl, Ludwig Börne's Leben	1	15
Heine, Heinrich, über Ludwig Börne	2	—
— Gedichte. Drei Bände	5	—
— Der Salon. Vier Bände	6	20
— Reisebilder. Vier Bände	7	—
— Vermischte Schriften. Drei Bände	6	—
Immermann, Karl, das Auge der Liebe. Ein Lustspiel	—	20
— Der im Irrgarten der Metrik umherwandelnde Cavalier. Eine literarische Tragödie	—	7½
— Kaiser Friedrich der Zweite. Trauerspiel in fünf Aufzügen	1	—
— Ein ganz frisch schön Trauer-Spiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz	—	5
— Gedichte	1	—
— Memorabilien, drei Theile	5	10
— Die Papierfenster eines Eremiten	—	26¼
— Die Prinzen von Syracus. Romantisches Lustspiel	—	15
— Das Trauerspiel in Tyrol. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen	—	25
— Trauerspiele: das Thal von Ronceval. — Edwin. — Petrarca	1	20
— Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in fünf Gesängen	—	25
— Die Verkleidungen. Lustspiel in drei Aufzügen	—	25
Lau, Thaddäus, die Gracchen und ihre Zeit	1	7½
Rabewell, Fr., Tyll Eulenspiegel. Komödie	1	15
Schleiermacher's vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow	—	22½
Spring, Robert, die beiden Warrick. Zwei Bände	3	—
Vehse, Dr. Eduard, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 1. bis 34. Theil. à	1	7½
— Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter. Zwei Bände	3	10
Wienbarg, Dr. Ludolf, ästhetische Feldzüge	1	20
— Wanderungen durch den Thierkreis	1	15
— Zur neuesten Literatur. Zweite Auflage		25
— Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur	—	25

Grabbe's

Leben und Charakter

von

Karl Ziegler.



Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1855.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

1.

Wenn ich zu dieser Zeit eine Biographie Grabbe's veröffentlichen will, so steht der günstigen Aufnahme derselben, das weiß ich sehr wohl, Manches entgegen.

Seine Schriften sind in neuerer Zeit sehr in den Hintergrund getreten und eigentlich nur mehr den Literaten und Literarhistorikern bekannt. Werden nämlich schon Bücher, die in den ersten dreißiger Jahren auf dem Lesetisch eines Jeden zu finden waren und großen nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Geistes gehabt haben, von den neuern Productionen, geschweige denen der prophetischen Wortführer des Elends verdrängt, so mußte dies um so mehr bei den Poesien Grabbe's der Fall sein, da ihnen allerdings der Ton abgeht, welcher ihnen den Eingang bei der Menge verschaffen könnte. Grabbe fehlte das geschmeidige Talent, seine großen schönen Gedanken in eine leichte gefällige Form zu gießen; wie seine Tragödien nicht so gebaut sind, um sich auf der Bühne produciren zu können, so geht ihnen auch zu sehr jenes zarte weibliche Element ab, welches eine Theilnahme zartgeschaffener Seelen, namentlich der Frauen-

seelen, an dem Großen und Kräftigen vermittelt. Man ist zu sehr unter Männern. Die Grabbe'schen Dramen gleichen gewissermaßen den rauhen französischen Marschällen, welche sich nur auf Schlachtfeldern unter Kanonendonner wohl fühlten und sich niemals den zierlichen Salons und deren anmuthigen Unterhaltungen so recht anbequemen wollten. Zudem ist bekannt, daß Grabbe ein wunderliches Genie war, mit vielen Unarten und Schwachheiten; es ist dies eine Eigenschaft, welche noch am meisten von ihm bekannt ist. Auch kann es nicht in der Absicht seines Biographen liegen, alle diese Sonderbarkeiten durchweg im brillanten Lichte zu zeigen und hierin manchem der neuern Geschichtsschreiber zu folgen, welche die Handlungen ihres Helden, er mag thun was er wolle, in der höchsten Glorie erblicken. Und überdies ist die Periode, wo man vor den Genies auf den Knieen lag, schon längst vorüber, wenn auch noch hin und wieder dieser Adoration dadurch, daß man alle Ueberbleibsel und Papierschnitzel großer Männer aufsammelt, einiger Raum gewährt wird. Im Ganzen liebt man die Genies nicht mehr, seitdem man in neuerer Zeit die Entdeckung gemacht hat, daß sie nichts anders als die Organe der Zeit sind, daß der Geist Gottes in der Masse steckt, und daß nur die Masse den Lauf der Geschichte fortbewegt. Haben sie sogar noch Unarten und Schwächen, so gewinnt man leicht eine Ab-

neigung. Man sagt sich in dieser Beziehung, warum können sich die Genies nicht eben so gut gebehrden, wie jeder andere vernünftige Mensch, es thut ihnen Niemand was darauf zu gut, wenn sie der Feuergeist berauscht und sie diesen nicht zu beherrschen vermögen, sie müssen sich mit Anstand und Würde vor uns aufführen, denn uns gebührt die Achtung!

Gleichwohl mag diese Biographie, wenn sie in die Welt hinaustritt, doch noch an vielen Stellen willkommen geheißen werden und sollte es auch nur aus einem psychologischen Interesse geschehen, um nämlich einmal einen tiefern Blick in die innere Entwickelung der Seelenzustände Grabbe's zu thun, und dadurch sich zugleich das eigentliche Wesen jener excentrischen Geister, wie Richard Savage, Hölderlin, Heinrich Kleist und Lenau zu erklären, das noch immer ein Räthsel geblieben ist. Ueberdies bin ich überzeugt, sie kann einen wahrhaft tragischen Eindruck kaum verfehlen, da sich hier ein Leben in Verirrungen und Kämpfen müde ringt, das mit den glänzendsten Gaben ausgestattet, zu dem Höchsten und Größten berufen schien und deshalb trotz aller Bizarrerien eine wunderbare Anziehungskraft behielt, so daß der stille Beobachter desselben sich eben so wenig wie Ophelia bei Hamlet des Schmerzensrufs enthalten konnte: ach! welcher große Geist ist hier untergegangen! —

2.

Dietrich Christian Grabbe ward am 11. December 1801 zu Detmold geboren, freilich nicht in einer eben großartigen, wilden und düsteren Natur, wie manche erwarten mögen, die mit dem Colossalen seines Geistes bekannt sind. Denn häufig denkt man sich die Natur an dem Geburtsorte eines ausgezeichneten Menschen in Uebereinstimmung mit dessen geistigen Eigenschaften und wird denn auch nicht selten in einem biographischen Gemälde die Naturbeschreibung der Heimath als ein Hintergrund hingestellt, auf welchem die Hauptcharakterzüge des Helden ihr getreues Wiederspiel finden, grade als ob die Höhe der Gedanken mit der Höhe der Berge stiege, die Frische des Styls mit der Frische der Quellen und Flüsse, als ob ein niedriges sandiges Land keine großen Geister hervorbringe und sich mit den Ebenen die Gedanken verflachten.

Vielmehr hat die Natur um Detmold einen anmuthigen und freundlichen Charakter. Die Stadt liegt am östlichen Abhange des Teutoburger-Waldes, da, wo dieser ein fruchtbares Hügelland an der Weser gegen die Sennen und Flachlandschaften Westphalens abgränzt, ehe er sich selbst weiter nordwestlich in diese Haideländer hinein streckt. Sie liegt in einem Thal

zwischen zwei waldigen Höhen, über die sich im Hintergrunde der quer daher ziehende Gebirgsstrang erhebt, von dessen höchstem Gipfel die weißen Säulen des Hermanns-Denkmals würdevoll herunterblicken. Wohlgefällige Pappelalleen führen in die Buchen- und Eichenwälder der Berge, in denen der Wanderer oftmals durch die zierlichen und graziösen Gestalten der Hirsche und Rehe angenehm überrascht wird, wenn er die historisch denkwürdigen Stätten aufsucht, wo einst die Römerherrschaft in Deutschland ihr Grab fand, wo einstmals Hermann den Varus schlug.

In der Stadt selbst erweckt das alterthümliche Schloß des Fürsten von Lippe neben dem wohlgepflegten Schloß- und Paradeplatz mit seinen Klumps und grünen Wiesenflächen so wie dem Schauspielhause zur Seite, erwecken die Trottoirs und Laternen in den belebten Straßen, die Kais und Lindenalleen das nicht unangenehme Vorgefühl von der eleganten und bewegten Welt einer kleinen Residenz.

Und der Entfaltung der mannigfachsten Geistesanlagen muß der Boden in und um Detmold wenigstens nicht im Wege stehen. Denn es sind aus ihm in kurzer Zeit so viele Schriftsteller, die sich einen Namen gemacht haben, oder einen solchen verdienen, hervorgegangen, wie kaum aus irgend einer der Großstädte. Wir erinnern aus neuerer Zeit, außer an Grabbe, an Pustkuchen-Glanzow, der durch seine

falschen Wanderjahre damals großes Aufsehn erregte, indem er den ersten Ton anstimmte zu den Angriffen gegen Goethe, die nachmals von Andern in so mannigfachen Variationen wiederholt sind; ferner an den Orientalisten Dr. Friedrich Rosen, an Ferdinand Freiligrath, und an den früh verstorbenen Dichter Friedrich Wegemann (Blüthen an der Saale), denen sich noch in neuester Zeit Georg Weerth und Theodor Althaus zugesellen, die allerdings eine Zukunft haben und es zu etwas Größerem bringen mögen, wenn sie nur nicht immer dem neuesten Zeitgeschmack gemäß mit so stierem Blick auf das Elend hinsehen und ihr Herz den freundlichern Gefühlen verschließen wollten.

Die häusliche Umgebung Grabbe's, unter welcher er das Licht der Welt erblickte, hat allerdings auf den ersten Anschein schon etwas Düsteres und Schauerliches.

Er wurde nämlich auf dem Zuchthofe geboren, indem sein Vater den Posten des Zuchtmeisters bekleidete. Die Gemächer des Letztern lagen über und neben den Zellen, in welchen Verbrecher eingesperrt saßen und man gelangte zu ihnen nur, nachdem man an Schildwachen und Thüren, die mit eisernen Stangen verriegelt waren, vorüberging. Indessen muß man berücksichtigen, daß der tägliche Umgang mit unheimlichen Dingen den Eindruck der letzteren sehr vermindert; ja man gewöhnt sich daran, als ob sie ganz

natürlich wären und glaube ich deshalb, daß Grabbe auch von dieser Umgebung seiner ersten Jugend eben keine Eindrücke gewonnen hat, die das colossale Wesen in ihm erklären möchten. Wenn er sich später gegen Immermann ausgesprochen hat: „ach was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtniß das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben“, so muß man wohl seine damalige leidende und weiche Stimmung in Anschlag bringen, der Alles in trübseligem Lichte erschien. In seiner ersten frischen und muntern Jugend werden ihm die ihn umgebenden Verbrecher nicht anders vorgekommen sein wie die Kühe in seines Vaters Stalle.

Von der Familie, welcher der eben Geborne seine Arme entgegenstreckte, sind ebenfalls keine außerordentlichen Einwirkungen abzuleiten.

Grabbe's Vater gehörte als Zuchtmeister und Leihbankverwalter dem wohlhabenden mittlern Bürgerstande an und war ein friedlicher gelassener Mann. Er war einer der Menschen, welche freundlich mit Allem zufrieden scheinen und lächelnd alles Widerstrebende behandeln, aber bei aller Weichheit doch innerlich consequent und hartnäckig ihre Ziele und Vorsätze verfolgen. Seinem Stande nach hatte er freilich keine höhere Bildung gewonnen, er trug aber nichts desto weniger vor geistiger Cultur eine große

Achtung in sich und las am Abend, wenn er bei seiner Frau im Sorgestuhl saß, ein gutes Buch, das für ihn paßte oder die Zeitung mit Nutzen und Vergnügen, wußte auch über das Detmolder Leben und dessen Neuigkeiten, freilich sehr vorsichtig und im Stillen, vernünftige Betrachtungen anzustellen. Dabei hatte er dadurch, daß er bei seinem Gönner und Vorgesetzten, dem Archivrath Klostermeier, früher abgeschrieben, sich eine Fertigkeit darin erworben, seine Gedanken zu Papiere zu bringen und schrieb nun auch nach seiner Art ganz geläufige Briefe, wie ich aus der Correspondenz mit seinem Sohn sehe, die er führte, als dieser auf Universitäten studirte. Er ist schon eine geraume Zeit und zwar vor Letzterem gestorben; ich erinnere mich aber seiner noch recht wohl; ich bin ihm häufig, wenn ich des Nachmittags spatzieren ging und über den Wall kam, begegnet. Denn pünktlich 4 Uhr kehrte er aus dem Neuenkruge vor der Stadt, wo er am Nachmittag still gesessen und ein paar Glas Bier getrunken hatte, nach Haus. Er ging gewöhnlich die Hände auf dem Rücken, trug einen langen grauen Ueberrock, der ihn ein etwas schleppendes Ansehn gab und der breite Schirm einer grünen Kappe beschattete ein blasses mageres Gesicht, das übrigens jedesmal sehr freundlich erhellt wurde, wenn er einen Bekannten seines berühmten Sohnes begrüßen konnte.

Grabbe's Mutter, die noch lebt, eine starke, hochgebaute Frau, die in ihrer Jugend schön gewesen sein soll und deren noch jetzt ausdrucksvolle Züge und helle Augen sehr viel Energie und Willenskraft andeuten, stellt in ihrer weißen Piquemütze und ihrem breitgesteckten Tuche eine repräsentable Bürgersfrau dar. Freilich ist ihr etwas Leidenschaftliches und Hastiges eigen, weswegen sie manchmal auf Erfüllung wunderlicher Einbildungen, die sie sich in den Kopf gesetzt hat, mit Beharrlichkeit bestehen kann, auch ist in ihr keine höhere geistige Bildung aufgegangen; doch wird ihre Rechtschaffenheit und Gradheit allgemein rühmend anerkannt und soll sie von jeher ein honettes und solides Regiment in ihrem häuslichen Kreise geführt haben, nicht ohne fühlendes Herz für Andere, welche der Hülfe bedurften.

Beide Eltern, deren Ehe anfangs 8 Jahre lang nicht mit Nachkommen gesegnet war, hingen an ihrem Kinde, welches ihr einziger Sprößling blieb, mit der zärtlichsten Liebe, zumal sie sich einen Sohn gewünscht, um ihn studiren lassen zu können, und an ihm noch einmal die Freude zu erleben, daß er von der Kanzel herab die Herzen ihrer Mitbürger rühren sollte. Sie hatten sich nämlich ein kleines Vermögen erspart, wodurch sie in den Stand gesetzt waren, einer solchen Lieblingsidee nachzuhängen; ist es ja auch nichts Seltenes, daß Eltern ihre Kinder über ihren Stand er-

ziehen, und daß namentlich die Bürgerclassen sich zu dem Wunsche erheben, ihre Söhne dem geistlichen Stande zu widmen. Demzufolge wandten auch Grabbe's Eltern nach ihrer Art alle Sorgfalt auf die Erziehung ihres Sohnes, um ihn zu etwas Höherem heranzubilden und vermittelten es schon früh, daß er seinen Umgang nur aus Kindern der gebildeten und vornehmeren Stände wählte.

Wie sehr sie ihn liebten, wird mir unter Anderm klar aus den Briefen, welche der alte Grabbe nach Berlin schrieb, als sein Sohn dort studirte. Hier erzählt jener, wie sie beiden Alten nun in ihrer Einsamkeit sich mit der Erinnerung an ihn unterhielten, wie aufmerksam die Mutter jetzt in die Zeitung sehe, um auf den Namen Berlin zu treffen, wie angelegentlich sie ihn ermahne, alles ihr vorzulesen, was auf Berlin Bezug habe, wie gerührt sie werde, wenn nun gar etwas von der Straße vorkomme, wo er wohne. Der Vater giebt gute Lehren und Vorschriften, erkundigt sich nach den Dramen seines Sohnes und fügt hinzu, die Mutter trägt mir auf, dich zu erinnern, daß du dich ja recht warm halten und ja die wollenen Decken und Nachtjacken 2c. benutzen mögest. Der gute Sohn war der ganze Lebensinhalt der Eltern.

Besonders scheint er der Augenstern der Mutter gewesen zu sein, in der Weise, daß sie wohl nicht ganz frei davon sein möchte, ihn in seiner frühern

Jugend verzärtelt und ihm zu viel zu Gute gehalten zu haben.

Wenn Duller in seiner Biographie Grabbe's von ihr erzählt, daß sie Letzteren in seiner Kindheit durch Rohheit und Härte eingeschüchtert und ihm des Nachts beim Schlafengehn betäubende geistige Getränke vor's Bett gesetzt habe, um ihn einzuschläfern, so lautet das freilich sehr romantisch und würde sich zu solchen Schauergemälden, wie sie Basse in Quedlinburg zu Tage zu fördern pflegt, sehr wohl passen, indessen ist dieser phantastische Aufputz lediglich in dem Gehirn der Wittwe Grabbe's entstanden, welche Herrn Duller die Materialien zu seiner Beschreibung geliefert hat.

Uebrigens wollen wir hierbei nicht verschweigen, daß der Stand der Grabbe'schen Eltern gerade nicht sehr förderlich für die Entwickelung des Sohnes gewesen sein mag. Die gewöhnlichen Bürgerfamilien sind wegen der Abhängigkeit von den vornehmern Ständen und wegen des Mangels an geistiger Höhe in der Regel der Sitz von kleinlichen Lebensansichten, von Mißtrauen, Mißgunst oder Klatscherei. Es giebt wenig Beständigkeit bei ihnen, sie sind eben so leicht hingerissen zu Rührung und Thränen, wie zu Haß und Erbitterung, Beides geht vielfach durch einander. Der Augenblick und das momentane Gefühl regiert. Somit muß sich bei einem Kinde, das in ihnen aufwächst, auch wenn es bald durch anderweite Bildung

eine selbstständige und höhere Lebensansicht gewinnt, doch leicht eine gewisse Unsicherheit und Eckigkeit einschleichen, die sich immer wieder geltend macht, sobald einmal der Zustand geistiger Gehobenheit nachläßt. Auch ist Grabbe allerdings ein guter Theil Barockheit und Starrsinn von seiner Mutter angeboren, wie er ihr anderseits die weibliche Erregbarkeit und Beweglichkeit, die ihm beiwohnten, verdankt, wodurch sich zugleich wieder die Erfahrung bestätigt, daß das weibliche Element als Genius ausgezeichneter Männer, zumal der Dichter, wirkt, und daß diese den Müttern ähnlicher sehen, als den Vätern.

Wenn nun auch hiernach Geburtsort, Haus und Familie Grabbe's als keine dämonischen Mächte an seiner Wiege gestanden haben, so mag es nichts desto weniger sein, daß eine andere unheimliche Macht schon in seine früheste Jugend eingegriffen hat und wir eben deshalb etwas Gespenstisches wie Samiels rothen Mantel im Hintergrunde seines Lebens auf- und abwandeln sehen. Nur können wir uns hierüber nicht weiter aussprechen.

3.

Aus der ersten Knabenzeit Grabbe's haben wir um so weniger Nachrichten, da die Mutter desselben, welcher wir sie doch eigentlich nur verdanken könnten,

nicht die Frau war, um etwaige charakteristische Züge mit seelenvollem Interesse zu beobachten und in treuem klarem Gedächtnisse zu bewahren. Wir wissen nur, soviel wir anderweitig in Erfahrung gebracht, daß er zart und schwächlich gewesen und sich meistentheils zu Haus bei der Mutter aufgehalten habe, ohne Verkehr mit andern Knaben zu unterhalten. Wenn er sich unter dieselben gemischt, sagt man, habe er doch an deren Spielen eben keinen Antheil genommen und den letztern gewöhnlich aus der Ferne mit einer lächelnden Miene zugesehen. Später, als er zur Schule angehalten wurde, hat er nach und nach mehr Geschmack an dem Umgange mit seinen Altersgenossen gefunden, aber auch hier sollen ihm regelmäßige Spiele sehr zuwider gewesen seyn. So erzählt man, habe er sich z. B. aus dem Soldatenspielen nie etwas gemacht, das damals bei den Knaben stark im Schwunge war, da sie in jener unruhigen heißen Zeit lebten, wo Napoleon's Armeen die Welt durchzogen und die Jugend dasjenige nachzumachen pflegt, was ihr an Bewunderungswerthem auffällt. Wenn Grabbe's Gespielen auszogen mit ihren kleinen Degen, papiernen Tschakos und Epauletten, soll er seine Spötterei darüber gerieben haben und nicht selten in Streit gerathen seyn. Vielleicht that sich hier neben der kränklichen frühreifen Natur schon der selbstständige überlegene Geist kund, der sich Andern nicht unterordnen mochte.

Zu andern Spielen wurde der Zuchthof nach und nach der förmliche Tummelplatz, um so mehr, da die Frau Grabbe ihrem lieben Sohne zu Lieb sich gern das Lärmen der jungen Welt gefallen ließ. Altersgenossen Grabbe's erzählen von ihr mit eigenem Vergnügen, sie sey bisweilen aus der Stube herausgetreten und habe ihrem Sohne lächelnd mit dem Finger gedroht, indem sie eigentlich mit Wohlbehagen auf den Knaben herabgesehen. Der Sohn habe ihr dann halb in Verlegenheit entgegengerufen: „Motter gif mui n' Mattiger." „Nare vannen Jungen, habe sie dann gewöhnlich geantwortet, meunst du, die Mattigers können lütken?" —

Im Sommer ging es häufig in den Garten seiner Eltern, der vor der Stadt sehr reizend an einem kleinen Wasser gelegen und mit Obstbäumen und Gartenhaus geschmückt war. Hier zeigte übrigens der junge Grabbe in der Zeit, wenn die Zwetschen zu reifen anfingen, einen curiosen Geschmack, dessen ich deshalb erwähne, weil es interessant seyn mag, zu sehen, wie sich schon so früh seine Wunderlichkeit äußerte. So lange nämlich dieses Obst noch nicht reif war, und eben erst anfing sich zu röthen, aß er es außerordentlich gern und achtete mit der größten Eifersucht darauf, daß keiner seiner Gespielen den Bäumen zu nahe kam. Sobald es aber reif war, mochte er es nicht mehr und überließ es nun den letztern gern und willig.

4.

Von den Jahren, wo Grabbe die beiden obern Classen des Gymnasiums zu Detmold besuchte, können wir schon ein deutlicheres Bild seines Wesens geben, indem uns hier umständlichere Mittheilungen von Altersgenossen zu Hülfe kommen.

Nach diesen machte er sich bald durch einen lebhaften, intelligenten und gebildeten Geist bemerkbar. Freilich zeichnete er sich nicht eben in den alten Sprachen, Griechisch und Latein, aus, wohl aber durch die Vorliebe und den Erfolg, womit er die Wissenschaften, überhaupt alle Gegenstände der allgemeinen Bildung, betrieb. Geographie und Geschichte waren seine Lieblingsstudien und mußte bald Jedermann anerkennen, daß er hierin sehr viel wußte. Dabei las er ungemein viel — freilich kreuz und quer durch einander, so wie ihm der Zufall ein Buch in die Hände spielte — bald geschichtliche Werke, unter andern auch die Uebersetzungen von Sueton und Plutarch, bald Romane, Dramen und Zeitschriften. Er las oft tief in die Nacht hinein, wobei ihm denn seine liebevolle Mutter, um ihn wach zu erhalten, den Gefallen that, den Kaffee warm zu setzen. Durch diese ausgebreitete Lectüre gewann er wenigstens schon früh einen seltenen Ueberblick und eine in seinen Jahren nicht leicht an-

zutreffende Reife des Urtheils. Die Aufsätze, welche er in der Schule lieferte, zeichneten sich deshalb auch schon früh nicht nur durch großen Umfang, sondern auch durch eine originelle Auffassung des Gegenstandes aus. Von seiner fabelhaften Phantasie und seinem sprudelnden Witz, die sich besonders im Umgang mit seinen Mitschülern äußerten, wo er überhaupt leicht entzündet war, weiß man Vieles zu erzählen. Aecht Grabbisch ist z. B. der Einfall, womit er die Worte eines seiner Mitschüler einmal durchkreuzte, nämlich: Gott, o Gott, deine Plattfüße! darauf wollen wir nächstens einen Ball halten. Ein ander Mal war die Rede davon, daß Klingemann ein Denkmal gesetzt werden solle, Grabbe lachte laut auf und entwarf nun sogleich ein Modell dazu; man solle nämlich einen Erdhügel aufwerfen, in der Form eines Vulkans, und darauf einen Esel setzen, dem das Feuer, welches aus dem Vulkane aufsteige, hinten und vorne herausfahre. Ueberhaupt auf ästhetischem Gebiete schien er immer mehr einheimisch zu werden, was sich unter anderm bei seinen Theaterbesuchen zeigte, die er außerordentlich liebte und sich auf erfinderische Weise zu verschaffen wußte. Es spielte nämlich damals die Karschin'sche Truppe auf der Detmolder Bühne, welche damals noch in einem größeren Orangeriegebäude des Lustgartens hergerichtet war und hier ging er denn mit dem Herrn Stadtmusikus, eine Flöte in die Hand

nehmend, als ob er zur Stadtcapelle gehöre. Wenn er vor den Lampen saß, dann verfolgte er das Spiel in allen seinen kleinsten Wendungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, bald aufglühend vor Lust, bald vor Schmerz und Aerger das Gesicht verziehend. Seinen, freilich oft spöttischen, Critiken merkte man an, daß ihm auch nicht der kleinste Zug entgangen war. Auch machte er bald schon bedeutende poetische Versuche. Der Lehrer, welcher für deutschen Styl am Gymnasium zu Detmold angestellt war, der Herr Rath Falkmann, der pädagogischen Welt bekannt durch seine „Stylübungen" u.s.w., war ein großer Aufmunterer zu poetischen Versuchen, indem er in den Aufsatzstunden häufig seine Schüler zu Poesien veranlaßte, wodurch er übrigens auch manchen Unberufenen auf Abwege bringen mochte. Indessen wird sich Grabbe wenig durch seinen Lehrer haben bestimmen lassen, auch nicht durch ein ihm von jenem einmal gespendetes großes Lob, dessen ich hier Erwähnung thun muß.

Er mochte nämlich ungefähr 16 bis 17 Jahre alt seyn, als einmal in der Schule ein Märchen als Aufsatz zu liefern war. Die eingereichten Arbeiten wurden in den Schulstunden von den Schülern selbst vorgelesen. Die übrigen Schüler hatten sich, wie natürlich, an die Andeutungen des Lehrers gehalten und da sehr fleißige, wenn auch regelrechte, Arbeiten geliefert. Als die Reihe an Grabbe kam, vorzulesen, las er ein

wunderliches Ding vor, das einen ganz eigenthümlichen Ton anschlug und so blendend, phantasievoll und sinnreich war, daß Lehrer und Mitschüler staunten und fast bezaubert waren. Den Aufsatz habe ich leider nicht mehr auftreiben können, Grabbe's Papiere aus den Schuljahren sind vor einiger Zeit in einem Kramladen zerrissen. So viel sich seine Altersgenossen noch erinnern, war von einem Eichhörnchen in den Gipfeln des Waldes und von einem Ei, das zuletzt zerbricht, die Rede, Alles mit einer sonderbaren Beziehung. Der Lehrer hörte das Märchen aufmerksam an, dann ließ er es nochmals lesen, was sonst niemals vorkam und versetzte: „Grabbe, wo haben Sie das her? Es ist ja, als ob man von Calderon oder Shakespeare etwas lese." Der Lehrer verglich also in vollem Ernst den jungen Grabbe mit diesen beiden Heroen der Dichtkunst! Grabbe war von jeher in den Dingen, die ihn tiefer berühren mußten, von einem zu großen Selbstgefühl erfüllt, als daß wir seine Vorliebe für Poesie von einer Einwirkung seines Lehrers ableiten könnten.

Und worin bestanden seine poetischen Versuche? Er widmete sich schon damals nichts wenigerem als der Tragödie, er schrieb ein Trauerspiel, der Erbprinz genannt, worin er nach den Mittheilungen eines seiner Jugendbekannten, des Geheim. Regierungsraths Petri, dem bisweilen Stellen daraus vorgelesen wurden, nun freilich wieder wie bei den ersten Würfen fast aller

neuern deutschen Tragödiendichter, ein kleiner Titan, den Pelion auf den Ossa thürmte, ohne daß man eigentlich das zureichende Motiv gewahr wurde, die sich aber durch eine ungemeine Kraft des Ausdrucks auszeichnete und glänzende Stellen hatte, von denen manche in die nachmals ausgearbeitete Tragödie „Gothland" übergegangen seyn sollen. Der Beruf zur Dichtkunst documentirte sich bei ihm außerdem noch mehr durch eine seltene Elevation, deren er fähig war. In dieser Beziehung muß ich erwähnen, mit welchem Feuer er einmal ein Stück aus Schillers Glocke auf einem Actus (Herbst 1819) declamirte. Ich erinnere mich dessen noch sehr wohl, ich war nämlich als 13jähriger Knabe aus meiner Landstadt nach Detmold gekommen, welch ein tiefer finsterer Ernst, welch ein Erglühen, welcher Pomp, wie reckte sich sein Wesen empor, als ob ein höherer Geist in ihn gefahren wäre! Daneben mangelte es ihm nicht an Zartsinn, nur wurde dieser durch das Gewaltsame, welches vorherrschte, oft verdunkelt.

Bei alle dem trat eine eigene Wunderlichkeit immer mehr hervor. So erzählt man einen sonderbaren Zug. Er hatte nämlich die Liebhaberei mit Vietsbohnen zu spielen, die er auf den ganzen Fußboden seiner Wohnstube ausgebreitet hatte und dirigirte, während er bei ihnen auf der Erde lag. Dabei sah er gar nicht gern, wenn Jemand auf ihn zukam und ihn

dabei antraf, auch war er sehr geheimnißvoll damit, was das Spiel für eine Bedeutung habe. Wenn ihm Jemand unverhofft auf die Stube trat, wurde er sichtbar ängstlich und rief dem Eintretenden entgegen: „Ums Himmelswillen, meine Bohnen! Bleib mir zwischen meinen Bohnen weg.“ Und dann sprang er lachend umher, halb noch in sein Bohnenspiel vertieft. „Sieh mal den Dickkopf, das ist ein Teufel! Aber hier mein Napoleon, ein Schwerenothskerl! Faß mir meinen Napoleon nicht an, ums Himmelswillen, ich kanns nicht leiden. Na, es ist schon gut. Ha, ha, ha!“ — Petri, der mit Grabbe am besten stand, aber ebenfalls nicht erfahren konnte, was die Vietsbohnen bedeuteten, wollte ihn lächerlich machen und ergriff eine der Bohnen, um sie aus dem Fenster zu werfen. Da widersetzte sich Grabbe, rang mit ihm herum und als dieser dennoch die Bohne zum Fenster hinauswarf, wurde Grabbe so aufgebracht, daß Petri für gerathen fand sich zu entfernen und lange Zeit keine Versöhnung herbeiführen konnte.

Man erzählt ferner, eines Tags ist er mit dem Cäsar beschäftigt, um sich auf die morgende Stunde zu präpariren, hat das lateinische Lexicon neben sich liegen und schlägt sehr fleißig die Wörter nach, die ihm noch fehlen. Da bemerkt er, daß ein Mitschüler von ihm über den Gang kommt und in das Fenster seiner Stube hineinsieht, schnell wirft er Lexicon und

Cäsar weg und als sein Mitschüler hereintritt, sitzt er hinter einem alten Romane und rekelt sich auf dem Stuhle, gleich als ob er glauben machen wolle, daß er sich mit nichts Ernsthaftem beschäftige und alle Schwierigkeiten vermöge seines angeborenen Genies überwinde.

In seinen Aufsätzen, denen er, wie schon gesagt, eine sehr große Ausdehnung gab, soll er sich oft erlaubt haben, mitten im Satze abzubrechen und auf das tollste Zeug überzuspringen, z. B. an diesen oder den seiner Mitschüler eine Frage zu richten, die auf irgend eine Stadtgeschichte Bezug haben mochte, so daß der Lehrer, dem dergleichen zu Gesicht kam, oft bedenklich den Kopf schüttelte.

Es war dazumal auf der Detmolder Schule freilich unter einem großen Theil der Schüler ein ziemlich ungebundenes Leben eingerissen, in welchem Kartenspiel, Rauchen und Trinken zur Tagesordnung gehörte. Hier soll sich Grabbe aber, was den Genuß geistiger Getränke betrifft, oftmals sehr hervorgethan haben, wenn er sonst auch ein viel zu schüchternes ideales Wesen an sich hatte, um in einem Kreise lärmender Brüder recht einheimisch zu werden. Oft konnte er da mit einigen Genossen aufs Land gehen und in irgend einem Kruge sich so viel von dem stärksten Grog zurecht brauen lassen, daß kaum der Rückweg in gerader Richtung wiedergefunden wurde.

Eines Tags ist er in einem Conditorladen, dessen Besuch den Schülern verboten war, mit einigen seiner Altersgenossen anwesend, als einer der Lehrer hereintritt, vielleicht, um eine Erfrischung zu nehmen. Da wandelt ihn eine solche Verlegenheit und Keckheit an, daß er augenblicklich sechs Liqueure fordert und alle sechs in Gegenwart des Lehrers herunterstürzt. Ist es nicht als ob man es mit einer der seltsamen Hoffmannschen Figuren zu thun habe?

Bei uns in Deutschland hat man lange Zeit eine ungemeine Hochachtung vor dem Originellen, Formlosen und Barocken gehabt, von den Schriftstellern der Sturm- und Drangperiode an, die um so mehr Veranlassung hatten, sich in Lobpreisung jener Richtung zu überbieten, da sie dieselbe nicht aus sich schöpften, sondern aus der englischen Literatur, zumal den beiden Charakteren Fallstaff und Hamlet, die dazumal zuerst in Deutschland bekannt geworden zu seyn scheinen. Jene Ansichten waren nach und nach in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen und übten sehr großen Einfluß. Möglich, daß sie auch auf den jungen Grabbe einigermaßen eingewirkt haben. Denn es schien bisweilen, als ob er sich manchen Abschweifungen aus der gewöhnlichen Bahn, namentlich dem Genusse geistiger Getränke, mit Bewußtseyn hingäbe, als ob er sich etwas darauf zu Gute thue, sey's, weil er sie für ein Zeichen genialer Kraft hielt, sey's, weil er mit

ihnen die tragische Größe eines gefallenen Sterns verband. Im Grunde aber entsprangen die Symptome der Wunderlichkeit, die wir oben anführten, aus seiner eigenen Natur. Schon damals wohnte ihm nämlich eine außerordentliche Veränderlichkeit bei, die wohl mehr die Folge einer nervösen Reizbarkeit war, als widriger Schicksale, die alle Gefühle aufgestachelt und empört hätten. In letzterer Beziehung muß man nämlich fragen, was hatte denn die Welt dem jungen Grabbe groß zu Leide gethan?

Bald war er niedergeschlagen, zumal wenn ihm Widerspruch entgegen gekommen war oder sein Ehrgeiz keine Befriedigung gefunden hatte. Bald war er überglücklich und ausgelassen bei den geringsten Erfolgen. Bald war er sehr selbstständig, ja hatte etwas Verschlossenes, fast Unnahbares, bald war er wie ein Spiel der Winde, leichtgläubig und leicht fortgerissen; bald war er versöhnlich, mild und anschließend; bald war er hochfahrend und anmaßend und setzte sich aufs hohe Pferd, zumal wenn das Bewußtseyn in ihm aufquoll, daß ihm nicht genug Anerkennung zu Theil geworden. Er war von einer außerordentlichen Unruhe beherrscht, die zu einer auflodernden Heftigkeit werden konnte, das trieb ihn natürlich theils zu einem eigenthümlichen Starrsinn und Eigensinn, um sich nämlich Haltung in diesem veränderlichen Durchein-

ander zu verschaffen, theils zu allerlei wunderlichen Ausflüchten und Sprüngen.

Vielleicht ist hierin überhaupt die Geschichte der humoristischen Natur gegeben.

Wegen dieser oben behandelten Sonderbarkeiten des jungen Grabbe hegte man in Detmold nur um so mehr von ihm große Erwartungen, indem man sie für den eigentlichen Stempel des Genies ansah. Und man muß bekennen, daß sich die Genialität allerdings sehr gern mit einem wunderlichen excentrischen Wesen verbindet. Müssen nicht die Fontainen aus dem Herzen um so höher steigen, je stärker das Druckwerk ist, welches darauf liegt? Man denke sich dieß Hangen und Bangen zwischen Himmel hoch jauchzen und zum Tode betrübt. Es ist, als ob man sich mit dem ganzen Bettel der Welt in die Tiefe hinabstürzen müßte, um sich wieder zur glänzenden Höhe der Weltüberwindung zu erheben, erst Niederfahren zur Hölle, dann Auferstehen zur Herrlichkeit des Himmels.

Nur können wir nicht verhehlen, daß solche Wunderlichkeit ihre großen Gefahren an sich hat, wenn nämlich das Excentrische zu stark wird und nicht beherrscht werden kann; indem es dann in gänzliche Formlosigkeit ausartet und sich und die Welt verliert. Schädlich wirkte es insofern schon jetzt auf Grabbe, als es ihn verhinderte, sich die leichten und angenehmen Formen der höheren Geselligkeit anzueignen, sich z. B.

in Musik, Malen oder Tanzen auszubilden, was ihm um so nothwendiger gewesen wäre, da er von Natur ein sehr sakoppes und linkisches Wesen hatte. Sofern er nämlich zu Haus bei seinen Eltern keine Anleitung dazu fand, war der Archivrath Klostermeier erbötig, ihn zu erziehen und hatte oft den alten Grabbe aufgefordert, seinen Sohn ihm in seinen Familienkreis zuzuschicken. Der junge Grabbe war aber durch nichts zu bewegen, beim Archivrath Besuche zu machen.

5.

Mittlerweile war die Zeit herangekommen, wo er sich über seine Studien entschließen und die Universität erwählen mußte, welche er beziehen wollte. Er entschied sich für die Rechtswissenschaft und wählte die Universität Leipzig, wohin er Ostern 1820 abreiste, nicht ohne Einfluß des Herrn Archivrath Klostermeier, welcher nicht aufhörte, sich für ihn zu interessiren. Das fortwährende Interesse des letzteren für ihn sieht man ungefähr aus einer Stelle des ersten Briefes, welchen der alte Grabbe seinem Sohne auf die Universität zuschickte, nämlich: „Wie der Herr Archivrath das letzte Mal Abschied von Dir nahm im Zuchthofe, bin ich wegen Geschäfte nicht mit auf den Hof gegangen. Den andern Morgen, wie ich zu ihm kam, drückte er die beikommende Pistols mir in die Hand,

die er Dir den Tag vorher hatte geben wollen und die Du zu außerordentlichen Ausgaben verwenden könntest, z. B. in die Comödie. Du kannst Dich selbst dafür schriftlich bedanken. Die Mutter schickt Dir noch eine dabei". In Leipzig scheint nun allerdings der junge Grabbe sich Anfangs mit einiger Liebe den juristischen Studien zugewandt zu haben, wenigstens belegte er fünf Collegia, unter andern Naturrecht beim Professor Krug, über den er seinem Vater schreibt: „Bei dem Professor Krug habe ich Naturrecht gehört, er trägt sehr deutlich vor, er ist zwei Jahre lang Husarenrittmeister gewesen". Aber er scheint sich doch sehr bald einem höheren Streben, d. h. seinem poetischen Hange überlassen zu haben, indem er sich aus den Collegien wenig machte und sich mit Lesen, Schreiben, Theaterbesuchen und Dichten beschäftigte. Dabei wäre nun auch nichts zu erinnern gewesen, wenn er nicht zugleich in Bezug auf sein äußeres Leben den Eingebungen seiner genialen Natur so ungewirt gefolgt wäre. Er lebte nämlich sehr isolirt. Dem Studententreiben stand er nun einmal ganz entfernt. Da war kein Gedanke daran, daß er etwa den Fechtboden oder die „Kneipe" besuchte und sich einer Verbindung mit ihren bunten Farben an Mütze und Pfeife anschlösse. Dergleichen betrachtete er als eitle Possen, selbst für die Burschenschaft war er nicht zu gewinnen, wenn er ihre Ideen auch immerhin schon wegen seiner geschicht-

lichen Wien theilen mochte. Mit Personen, die außer dem Kreise der Studenten standen, hatte er eben wenig Verkehr. Er hatte fast nur mit einem einzigen Menschen Umgang, nämlich einem Studenten, der sich, wie er, für Poesie interessirte und Geschmack daran fand, mit ihm in den Kaffeehäusern Leipzigs umherzuziehen, über Theater, Schauspieler u. dgl. schlechte Witze zu reißen, bisweilen auch selbst zur Zielscheibe des Witzes zu werden. Seinen Landsmann, Friedrich Rosen, der nachmals als Orientalist berühmt geworden, sah er nur bisweilen, sowie Keitenbeil, der später seine Werke verlegte. Andererseits gab er sich häufig einem wilden zügellosen Leben hin, es war als ob er sich in den Armen der Sinnlichkeit, in dem Genuß der heißesten Getränke betäuben wollte; er stürmte förmlich auf seine Gesundheit los in einer Weise, die auch die stärkste Natur schien ruiniren zu müssen, was wir unter Andern dadurch erfahren haben, daß ein- oder das anderemal wohl ein Bekannter aus seiner Heimath zu ihm kam, dem er einen Blick in seine Orgien thun ließ, nicht ohne ein gewisses schadenfrohes Behagen, wenn die unschuldige Seele verwundert zu ihm aufsah. Durch dieses Leben vermehrte sich natürlich seine Reizbarkeit und diese steigerte nicht blos sein auflodernddes Wesen, sondern ließ ihm den Druck der Alltäglichkeit, die Macht der Verhältnisse immer empfindlicher werden, eine schmerzliche Empörung bemächtigte sich mehr und mehr

seines Geistes, es war, als ob er den Himmel einreißen solle, so daß alle Sterne prasselnd auf ihn niederfielen. Dabei wuchs mit der Lust am Zerstören in gleichem Maße der Zweifel an dem Idealen, so daß das Behagen, jeder Begeisterung einen spöttischen Nachklapp zu geben, immer mehr hervortrat. Alles das hatte eben keinen vortheilhaften Einfluß auf seine Tragödie Gothland, die er im Entwurf mit nach Leipzig genommen und nun eifrig bemüht war, auszuarbeiten und brachte ihn um so mehr auf abenteuerliche Dinge, da Gerüchte über sein regelloses Leben und Treiben zu seinem Vater nach Detmold gedrungen waren und von dorther ihm eindringliche Vorwürfe und Vermahnungen kamen, was wir aus folgender Stelle eines Briefes sehen, den er zurückschrieb, nämlich: „In Detmold scheinen viele Lügen zu coursiren, für mein künftiges Unterkommen bin ich, so Gott will, nicht bange, und hoffe ich, daß ich es in Detmold nie zu suchen brauche, vielleicht bin ich schon in einem halben Jahre am Ziele; in Detmold kennen sie mich alle so viel als gar nicht."

Abenteuerlich war unter Anderem der Plan, Schauspieler zu werden, in Folge dessen er eines Tages sehr aufgeregt zum Herrn Professor Amadeus Wendt kam, ihm ohne weitere Vorbereitung seinen Plan verkündigend und um seine Vermittelung beim damaligen Leipziger Intendanten, Herrn v. Küstner bittend und

nur mit Mühe auf andere Gedanken gebracht wurde, die dem Herrn Wendt um so nothwendiger schienen, da jener bei den Proben, welche auf sein Verlangen angestellt werden mußten, wohl ein hohes declamatorisches Talent, aber schon wegen seiner nachlässigen Haltung keinen Beruf zum Schauspieler documentirte.

Herr Jerrmann erzählt im deutschen Museum (1852. Nr. 3), Grabbe habe sich an seine Person gewandt und seine Vermittlung gewünscht. Diese Erzählung will uns indessen nicht so recht einleuchten, besonders wenn wir die Ausschmückung der Scene betrachten, die uns in der That sehr gesucht und verfehlt vorkommt, denn Grabbe konnte allerdings etwas Burleskes an sich haben, hat sich aber niemals so schüchtern demüthig oder fratzenhaft betragen, wie er dort geschildert wird, hat sich auch niemals in den Worten ausgedrückt, die ihm dort in den Mund gelegt werden.

Uebrigens hatte der Besuch bei Herrn Wendt doch seine wohlthätigen Folgen. Er war nämlich Veranlassung, daß ihm Grabbe von seiner neugeschaffenen Tragödie Gothland Mittheilung machte. Und da nun Jener durch den Stolz und Adel, zu welchem sich der unscheinbare junge Mann in seinem ganzen Wesen bei der Vorlesung erhob, wie durch die grotesken und kühnen Gedanken, welche in dem Stücke Schlag auf Schlag einander folgten, überrascht und fortgerissen war, dauerte es nicht lange, so war er in allen lite-

rarischen Kreisen Leipzigs eingeführt und unter andern auch mit dem Professor Politz und dem Oberhofgerichtsrath Blümner näher bekannt. Dadurch gewann er wenigstens auf eine Zeit lang ein gemildertes Wesen, das sich zu den Formen der Welt in die gehörige Stellung zu setzen suchte.

6.

Daß die Tragödie wohl als eine ungewöhnliche erscheinen konnte, wird man nach einigen Stellen, welche wir hierher zu setzen uns erlauben, nicht bezweifeln wollen.

Gothland. (S. 147)

Wie das Meer
So wird das All von einem Maalstrome
Durchströmt, einmal muß Jedes, was da ist,
Ihn kreuzen, aber Keins vermag es — so
Gehn denn die Millionen in ihm unter!
Jedoch vor Allem Weh' uns, die uns
Der Mutterschooß an diesen Erdball ausgeworfen hat,
An diese Klippe in dem Ocean
Der Welten. Wer ihr naht, der ist verloren!
Zum Brandmale für ewge Zeit hat ihr
Die Sonne die Sahara eingebrannt,
— Der Mensch erklärt das Gute sich hinein,
Wenn er die Weltgeschichte liest, weil er
Zu feig ist, ihre grause Wahrheit
Sich selber zu gestehn!

(Berdoa erscheint, von Gothland unbemerkt, mit einigen Finnen im Hintergrunde.)

Gothland.

Nein, nein,
Es ist kein Gott, zu seiner Ehre
Will ich das glauben.
(Donnerschläge)
Ei, wie
Die Ohrwürmer rumoren!
Wär' ein Gott,
So wären keine Brudermörder;
Ich glaube, daß es Panther giebt,
Ich glaube, daß es Bären giebt,
Ich glaube, daß die Klapperschlange giftig,
Allein an Gottes Dasein glaub' ich nicht.
— — — — — — —
Horcht, horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals!
Oh
Jetzt erst, jetzt erst begreif' ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten!
— Zerstören, unerbittlich Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einanderkettend, herrscht
Mit Alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern;
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen,
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit und schleppt, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweif den

Gefangenen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!
Die Himmelsbogen sind gekrümmte Würmer
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen!
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht, —
O immer, immermehr
Begreif' ich euch, Giganten! —
Was ist natürlicher als Himmelssturm?
— „Geschick" so zischt es, wenn der Pfeil,
Der auf den Todesfeind geschossen war,
In's Herz des Bruders fliegt! „Geschick" so zischt
Das Blut, das aus der Wunde spritzt! Geschick nur,
Nichts weiter! O der Glaube an
Ein Schicksal ist nicht furchtbar, hold und tröstlich
Ist dieser Kinderglaube aus der Zeit
Der Griechen, welche noch nichts Schlimmres ahnten! Das
Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht.
(scheu, leise und unter heftigem Zittern)
Allmächt'ge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört. —
— — — — — — —
(er fährt auf und sieht die Sonne)
Wie mich
Die Sonne angrinst! Was will sie? Meint sie
Ich wär' ein Brudermörder? Oder lacht sie
Mich aus? Sie lacht und lacht bei Freud und Leid.
Sie kennt keinen Schmerz. Ha, Sonne, könnt'
Ich Dich einmal bei Deinen Strahlenhaaren packen!
Am Felsen wollt' ich Dein Gehirn zerschmettern

Und Dich, was Schmerz heißt, fühlen lassen.

— — — — — — —

Doch Morden ist
So schlimm nun gerade nicht.
Vom Morden lebt ja alles Leben; wenn
Du athmest, mordest Du! — ein Ding, das nichts
Ist, einen Menschen, machte ich zu etwas, sei's
Auch nur zu Mist! Bei einem Vieh
Bedenk' ich mich, eh' ich das Messer zücke
(Sein Dasein hat einen Zweck — es wird
Gegessen) — doch bei einem Menschen
Bedenk' ich mich nicht, sein Leben
Nützt weder Andern noch ihm und dazu —

— — — — — — —

Sieh, ringsum wird's mir Nacht — ausgelöscht
Sind mir die Leuchtthürmer des Lebens:
Die Liebe, die die Gegenwart umglänzt,
Die Hoffnung, die die Ferne rosig schmückt,
Des Ruhmes Kränze, welche funkelnd an
Den Sternen hangen, Tugend, die
Den Märtyrer im Sterben noch verklärt,
Die Sonnenberge der Unsterblichkeit,
Auf die der Erdenwand'rer blickt
Im Unglückssturm — sie alle leuchten mir nicht mehr. — Und
Ich weine nicht? So stürzet euch,
Ihr Felsen, die ihr um mich hersteht,
Zermalmend auf mein ehrnes Herz,
Bis daß es Weh empfindet!
Zerschmelzet es, ihr Flammen des Gewissens
Und läutert es zu einer Thräne!
Hilf Du mir weinen, Meer! Wenn Liebe Seligkeit

Und Tugend je der Thränen werth gewesen,
So muß ich jetzo weinen.
(Nach einer Pause)
Sie sind
Es nicht werth gewesen.

— — — — — — —

(S. 283) Bisweilen
Erscheinen selige Siberblicke in
Der Nacht des Lebens — da zerschmilzt
Die eiserne ungläubige Brust
Und eine Gottesdämmerung steigt in
Ihr auf — der Erde Nebel,
Die düstern Graungestalten schwinden
Und von dem jungen Morgenlicht beschienen
Eröffnet eine weite Aussicht
Ihre gold'nen Fernen — aus
Dem Meere taucht die ew'ge Liebe, im
Tiefblauen Himmel leuchtet Gottes Glorie,
Die Gräber öffnen sich, wie Knospen in
Dem Mai, verjüngt entschweben ihnen die
Gestorbenen, vergessen ist der Schmerz,
Das ganze Weltall strahlt von seliger
Verklärung.
Was red' ich da?
Doch
Auch diese Sternenherrlichkeit erbleicht u. s. w.

— — — — — — —

Berdoa.

Ich zweifle sehr.

Gothland.

Woran?

Berboa.

Daß die Weltkörper
So gänzlich untergehn. Ist es nicht
Wahrscheinlicher, daß diese mächt'gen Globen
Zu einem höhern Zweck bestimmt sind? Sollten
Sie nicht so gut 'ne Seele haben, als
Wie wir? Die Läuse, die
Auf einem Menschenkopfe sitzen, meinen
Gewiß, daß dieser blos erschaffen sei
Um sie zu nähren — und was auf
'nem Menschenkopf die Läuse sind, das sind
Die Menschen auf der Erde.

Gothland.

Ja wir
Sind Läuse.

— — — — — — —

Horch
O horch — Wer thut mir das? O meine Brust
Sie muß vergehen unter diesen Klängen
Von Schmerz und Lust!
Wie bei des Frühlingswindes warmem Wehn
Die Blumen an das Sonnenlicht sich drängen,
So erschließen
In mir sich die Erinnerungen verschwund'ner Tage.
Hold und schön
Wie diese seelenvollen Melodien
Tönt auch die frohe Sage
Von meiner Kindheit Rosenzeit!
O laßt mich aus der düstern Gegenwart entfliehn
Und nur noch einmal laßt mich sie begrüßen
Die selige Vergangenheit! —
Dort taucht umkränzt mit Regenbogen,

Der Kindheit Insel aus den blauen Wogen,
Wie's sich in mir hinübersehnt!
Ich seh' die Flur, wo ich als Knabe spielte,
Wo ich mich kindlich glücklich fühlte,
Ich seh' das väterliche Haus!
Allein vergebens
Streck' ich die Arme zu dir aus,
Du Tempe meines Lebens.
So steht der Wand'rer an dem Felsgestade,
An dem er Schiffbruch litt — blickt voll Verlangen
Zum fernen Eilande, wo gold'ne Gärten prangen,
Er blickt und blickt, die Pfade
Sind verschlossen,
Ein Meer ist zwischen ihm und jenseits ausgegossen
(Die Musik geht in eine sanfte und rührende Melodie über)
Wohlbekannte Worte hör' ich klingen,
Die gleich verwehten Abendglockentönen,
Aus weiter Ferne herüberschwimmen.
Gott! es sind der Mutter heil'ge Warnungsstimmen.
Mutter, Mutter!
Lebtest Du, wie würdest Du die Hände ringen
Ueber mich,
Den unglückseligsten von allen Söhnen.

— — — — — — —

Was fällt mir ein? Bin ich denn toll!
Manfred gehörte zu den schwärmerischen Thoren,
Sein Herz war voll,
Im Kopfe hatt' er Grütze,
Und an dem Kanzler war noch weniger verloren,
Denn der war nichts

Als eine menschenähnliche Schlafmütze.

— — — — — —

— — — — — —

Uebrigens kann das Lob doch nur ein bedingtes sein, denn der Autor schwelgt im Ungeheuerlichen und Cynischen in einer Weise, die uns freilich wohl an Schiller und seine Räuber erinnert und wie bei diesem einigermaßen durch das jugendliche Alter erklärbar ist, denn die Jugend liebt es, sich sowohl gegen die Regierungen, wie gegen den lieben Gott in Opposition zu setzen, da sie die Welt noch nicht fassen und beherrschen kann und deßhalb von dem vermeintlichen Unrecht übermäßig empört wird, die aber doch in der That die Räuber und Alles, was dagewesen, bei Weitem überbietet. In dieser Beziehung möchte am meisten tadelnswerth sein, daß fast das ganze Gemälde im Dunkeln, im Schatten gehalten ist, ohne LichtpartHien, sehr verschieden von dem Schiller'schen Stück, das den Karl Moor doch als einen jungen Mann erscheinen läßt, der begeistert für alles Hohe, Edle und Schöne unglücklich wird, da er erkennen muß, sich in den Mitteln, die Welt zu verbessern, vergriffen zu haben, kurz, wie einen gefallenen Engel, während alles Ruchlose und Böse dem Charakter des Franz Moor zugetheilt wird.

Ja, man möchte fast behaupten, es fehlt eigentlich im Gothland ein tragischer Held. Tragisch kann

nämlich immer nur das unverschuldete Unglück sein, das wenigstens aus Handlungen fließt, welche man zu verzeihen geneigt ist, wenn auch nicht gerade wegen der Annahme, daß sie von einer äußeren dämonischen Macht eingegeben wären, denn jeder gesunde Mensch ist Herr seiner That. Mit andern Worten, die Seele des Tragischen ist das Mitleid, und wahrhaftes Mitleid hegen wir nur mit einem Unglücklichen, an welchem wirklich etwas verloren ist. Wir fühlen z. B. bei dem Mißgeschick des Verbrechers, den die gerechte Strafe ereilt, nur ein unheimliches Grauen.

Nun sehen wir in dem Herzog Gothland, welcher der Held des Drama seyn soll, eben nichts besonders Edles und Großes, wie so häufig bei dem modernen Weltschmerz, der Himmel und Erde anklagt, es aber auf ein muthiges Streben, sich und die Welt zu überwinden, nicht eben ankommen läßt. Auch können wir ihn wegen der Ursache seines Unglücks eben nicht entschuldigen. Sein bitterster Feind, der Anführer des finnischen Heeres, der Mohr Berdoa spiegelt ihm nämlich vor, sein Bruder Friedrich habe seinen Bruder Manfred erschlagen und er glaubt, seltsam genug, diesen Vorspiegelungen. Dann, nachdem er durch die unglückliche Verblendung zum Morde seines Bruders Friedrich verleitet ist, verliert er nach Einsicht seines Falles alle Fassung. In vollkommener Verzweiflung will er sich durch nichts bändigen und

dengen lassen; stößt jede Versöhnung, auch die herzlichste Liebe seines Weibes von sich und kann sich in dieser aus den Fugen gegangenen Stimmung nur in der wildesten Grausamkeit aufrecht halten. Sein einziger Gedanke ist, Rache an dem Mohren, der ihn jetzt verhöhnt, und an den Schweden, die ihn verstoßen. Er macht sich auch durch eine gegen jenen angezettelte Revolte zum finnischen Häuptling und als er nun nach Uebergang eines großen Theils des schwedischen Heeres zu dem finnischen den schauderhaften Plan ausführen will, das ganze rebellische Finnenheer hinwürgen zu lassen und hierbei durch des Mohren Hinterlist und seines eigenen Sohnes Verrath gestürzt und zu der tiefsten Erniedrigung gebracht ist, sucht er sehr unrühmlich die Schuld auf den Feldherrn Arboga zu wälzen. Endlich endet er in Weltekel und Gleichgültigkeit, nachdem er seine Negerjagd vollendet und Berdoa abgethan hat. Uns rührt nicht der edle Schmerz Laokoons, der mit den tödtlichen Schlangen ringt, es ist ein Kampf zwischen zwei Ungeheuern, wie zwischen Panther und Hyäne.

Zudem läßt die Construction des Drama viel zu wünschen übrig, indem es an einer fortschreitenden Handlung, deren angesponnene Fäden zu einem Knoten sich verwirren und dann gelöst werden, fast gänzlich fehlt, es giebt eigentlich nur abgerissene Tableaux, wie in einem biographischen Verlaufe, es giebt kein

Wachsen und Werden. Die in dieser Beziehung geltenden Regeln des Drama können auch von dem größten Genie nicht ohne Gefahr übersprungen werden.

Vielleicht würde Grabbe weit glücklicher gewesen seyn, wenn er seinen Stoff aus der Geschichte genommen hätte; der Drang aus dem Nichts zu schaffen bringt leicht die Phantasie zu wüsten Uebertreibungen.

7.

Wenn es ihm nun auch in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Leipzig sehr nach Wunsch ging, so siedelte er doch Ostern 1822 nach Berlin über, indem er an diesem Sammelpuncte aller bedeutenden Erscheinungen in Kunst und Literatur glaubte seine literarischen Interessen noch mehr befriedigen zu können. Er lebte hier auch ganz seinem poetischen Hange, zunächst mit der Ueberarbeitung des Gothland beschäftigt, an welche Tragödie er am 11. Juni 1822 die letzte Hand anlegte; und fühlte sich sehr gehoben durch die Sensation, welche er hier wieder bei Mittheilung derselben in einigen Kreisen hervorbrachte. Hören wir, was er darüber selber in einem Briefe an seine Eltern schreibt: „Ich hatte vor vierzehn Tagen oder drei Wochen einem Schriftsteller mein Werk mitgetheilt und werde nun schon von vielen hiesigen Schriftstellern aufgesucht. Ehegestern holte mich einer ab und führte mich in seine Wohnung, wo sich eine Masse

von jungen Dichtern und Philosophen versammelt hatte, um mit mir bekannt zu werden. Der eine von ihnen versprach mir sogleich einen Verleger zu dem Stücke zu schaffen und meinte, daß ich außerordentlich viel damit verdienen würde. Ich schlug es aber aus, weil ich wenigstens erst versuchen will, ob ich es nicht auf das Theater bringen kann."

„Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinah wirblig vor Ueberraschung werden. Ein Journal-Redacteur hat mir auch schon Freibillets zum Theater angeboten, ich werde sie aber erst in einigen Wochen annehmen. Ich will nun das Stück noch einmal abschreiben lassen und es nach Dresden senden. Ich hoffe fest und zuversichtlich, daß alles sehr gut gehen wird."

An einer andern Stelle:

„Mein Werk schafft mir allmählig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer, besonders lerne ich dadurch viele Adliche kennen; einer ist darunter, mit dem ich fast alle Donnerstag Abend esse. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müßte es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände. Ein Dr. Gutzkow sagte mir, daß mir meine Sachen, wenn erst eins gedruckt wäre, sehr theuer bezahlt werden würden."

„In vierzehn Tagen bin ich noch dazu mit einem Lustspiel fertig, von dem die Meisten noch mehr erwarten, als von meinem Trauerspiele.“

In einem spätern Briefe vom 29sten November lesen wir:

„Jetzt ist mir wirklich von einem Buchhändler für mein Lustspiel Geld angeboten, weil es aber nur einen Louisd'or für einen Bogen war, so habe ich es ausgeschlagen. Daß dies volle Wahrheit ist, kann ich Euch schriftlich zeigen. Ich befinde mich hier in einer Gesellschaft, welche mich ordentlich liebt, es sind fast sämmtlich junge angestellte Adliche und jeder ist bemüht, mir einen Gefallen zu thun; sie unterhandeln für mich beim Buchhändler, schaffen mir Freibillets in's Theater, nöthigen mich Abends zum Essen, machen mich mit immer mehr Leuten bekannt, geben Ankündigungen von meinen Werken in Druck u. s. w. Wenn ich nicht so eigensinnig wäre, so könnten schon Proben von meinen Stücken in allen Journalen stehen; erst in diesem Augenblicke habe ich mit dem Professor Gubitz gesprochen, welcher den Gesellschafter, der auch in Detmold gelesen wird, herausgiebt; er wollte eine Scene einrücken lassen, da er aber etwas darin streichen wollte, so wurde mir widerrathen es zu thun. Noch nie bin ich so anerkannt worden wie jetzt; in einer beschränkten kleinen Stadt wie Detmold können mich die Leute nicht begreifen und ich muß darin um-

kommen wie welkes Laub; hier haben meine Bekannte Nachsicht mit meinen Fehlern, weil sie einsehen, daß sie aus meinen Vorzügen entspringen.“ —

„Darum werde ich aber nicht hochmüthig, denn ich kenne meine Schwächen nur gar zu gut.“

Wir sehen hier Grabbe in einer sehr glücklichen Stimmung und wirklich, wenn auch die obigen Aeußerungen zum großen Theil der Absicht beizumessen sind, seine Eltern darüber zu trösten, daß er sich fast ganz dem literarischen Leben gewidmet und sein Fach vernachlässigt, so war er doch allerdings in dieser Zeit zufriedener als jemals, wozu übrigens auch noch ein anderer Umstand beitrug. Er hatte nämlich im Herbst 1822 seinen Gothland Tiek nach Dresden zugesandt und schrieb ihm dieser Anfang December den anerkennendsten und freundlichsten Brief zurück, denselben, welchen Grabbe dem ersten Bande seiner dramatischen Dichtungen zu ihrer Empfehlung hat vordrucken lassen. Das beförderte denn auch seine poetische Fruchtbarkeit ungemein.

Es entstand bald nach dem Gothland das Lustspiel Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, in dessen toller Welt Grabbe den schönsten Humor, den unsere Literatur aufzuweisen hat, entwickelt und von Witz und Satire, besonders auf Kosten damaliger literarischer Größen, übersprudelt. Die Satire war für seinen mehr negirenden und einreißenden Geist das

wahre Feld, sich zu zeigen. Darauf folgte sogleich Nanette und Marie, ein tragisches Spiel, was freilich von minderem Werth ist und dann die kleine scharfsinnige und von tiefem Verständniß zeugende Abhandlung über die Shakespearomanie. Die erste Anlage zum Marius und Sulla mag aus dieser Zeit nicht minder ihren Ursprung ableiten, über welches Stück wir hier übrigens Gelegenheit nehmen, einige Worte einfließen zu lassen.

Es ist unvollendet geblieben, der zweite Act ist nämlich nur bis zur fünften Scene ausgearbeitet und die übrigen Acte liegen nur in Entwürfen vor, auch vermissen wir hier freilich wieder eine wohlgegliederte Construction, es ist vielmehr nur der geschichtliche weite Raum gefaßt von der Zeit, wo Marius auf den Trümmern Karthagos sitzt, bis dahin, wo Sulla von der Weltherrschaft abtritt und sich auf sein Landgut zurückzieht. Die Höhen des römischen Lebens sind herausgenommen und in kurzen Bildern vorgeführt, und fehlt somit eine eigentliche dramatische Entwickelung oder ist diese doch nicht anders gegeben, als in dem Gange der römischen Geschichte, eine Behandlung des Stoffs, wie sie Grabbe in seinen historischen Dramen überhaupt eigenthümlich ist. Ueberdies ist der hier zu durchwandernde Raum viel zu weit, um in fünf Acte zusammengedrängt werden zu können, weshalb der Dichter denn auch die Lust verloren haben

nung, das Stück zu vollenden. Nicht minder dürfte es ihm an der gehörigen Vertheilung von Licht und Schatten fehlen, eine unmittelbare Folge des Mangels einer angesponnenen und fort entwickelten Intrigue. — Abgesehen hievon aber treffen wir auf eine großartige Auffassung der Geschichte, auf scharfe, treffende Zeichnung der Charaktere, so sagt Marius, der aus dem Volk emporgekommene starre, rauhe Soldat, von mehr Ehrgeiz als Talent, sehr bezeichnend:

„Sie heißen spöttisch mich den Bauer und beim Gott der Rache, ich verstehe das Mähen." Sulla erscheint sehr glücklich als der klare, geistreiche, auf der Höhe der Bildung stehende Aristokrat, der durch kühne Würfe entscheidet, übrigens bei aller Entschlossenheit die veränderliche Laune des Genies hat, und Tausende hinopfern könnte mit einer gewissen Ironie, mit einer Gleichgültigkeit, als ob er einer Mücke die Flügel ausrisse. Wir treffen auf eine deutliche Veranschaulichung des römischen Parteigetriebes, auf überaus schlagende Schilderungen des wankelmüthigen, rohen, verdorbenen Volkes, Grabbe kann mit Shakespeare in diesen Beziehungen dreist in die Schranken treten. Er bewährt sich hier überall als feiner, tiefer Denker, als großer Geist, dessen Blick gebietend über Welten schweift. Berücksichtigt man dabei das jugendliche Alter des Dichters, in welchem das Drama entworfen wurde, so kann man vor diesen historischen

Büsten, vor dieser Seelenkraft, welche dazu gehörte, solche stolze unbezwingliche Römer zu schaffen, nicht genug mit Bewunderung erfüllt werden.

Wenn ich auch ein dramatisches Spiel Cid, und das Mährchen Aschenbrödel, wenigstens in ihren ersten Entwürfen, in diese Zeit versetze, glaube ich nicht zu irren, obwohl Grabbe den Cid in Düsseldorf verfaßt haben wollte und mit dem Aschenbrödel zuerst im Jahr 1829 bei seinen Freunden hervortrat. Die mannigfachen Anspielungen auf Berliner Literatur aus der Zeit 1822 in beiden Stücken möchten die Vermuthung bestätigen; die Anspielungen auf Ereignisse aus späterer Zeit können bei der spätern Ausarbeitung hinzugesetzt sein.

8.

Indessen muß man sich die Verhältnisse Grabbe's in Berlin nicht zu glücklich vorstellen. Aus der innern Zerrissenheit und der sonderbar daneben liegenden Gleichgültigkeit, die jede Anstrengung für fatal, für baare Verschwendung hielt, die ihn auch seine eigenen Werke und sein poetisches Talent oft mit Geringschätzung, fast mit Ekel anblicken ließ, kam er auch in Berlin nicht ganz heraus. Diese Leiden verfolgten ihn trotz seiner Freude über Anerkennung und trotz seiner Thätigkeit, denn sie lagen in seiner Natur oder waren schon zu tief eingewurzelt. Und wer waren seine

Freunde? Mit ältern gesetztern Personen, mit Gelehrten scheint er eben keinen Verkehr gehabt zu haben und zu höheren Gesellschaften fehlte ihm der Zutritt, wenn gleich zu ihnen der Ruf von diesem seltsamen Genie und seinem auffallenden barocken Wesen allerdings hingedrungen sein mag. Seine Freunde und Bekannte waren junge Schöngeister, welche begeistert für das excentrische Leben des überspannten phantastischen Hoffmann, zumal dessen Nachtschwärmereien in der Weinstube des Hrn. Lutter, und ausgehend von der damals allgemeinen Idee, daß der Geist sich um so freier und ungebundener erhebe, jemehr der Körper durch ein zügelloses Losstürmen auf die Gesundheit zu einem Schatten geworden sei, in ein Leben geworfen waren, was von einer gewissen genialen Liederlichkeit nicht gar zu weit entfernt war.

Da gab es meistentheils tolle Scenen in der Weise Fallstaffs, und Grabbe, welcher der Mittelpunkt dieser Gesellschaft wurde, ward angestaunt, wenn er sich in seinen Sonderbarkeiten gehen ließ, unter andern gleichgültig die Hände in den Taschen seiner blauen Hosen die Straße herunter schlenderte und dann und wann wie ein alter Hexenmeister um einen Brunnen zwei oder dreimal herumging, oder wenn er sich von seinen borstigen Haaren einige abschnitt und schwur, er wolle mit diesen Spießen 90 Poeten und Literaten todtstechen. Manchmal wurde ein jüdischer eitler Com-

vorist mit einer scharfen Critik bedroht und veranlaßt, einige Louis herzugeben, die dann in wilder Lust verjubelt wurden; einmal in einer trüben Stimmung fiel es sogar mehreren der Gesellschaft ein, fromm und katholisch zu werden und es wurde ein Schreiben an Adam Müller abgefaßt, der indessen nicht darauf antwortete.

Welcher Ton in jener Gesellschaft herrschte, sieht man vielleicht noch besser aus den Briefen, die einige Mitglieder derselben an Grabbe schickten, als er Berlin verlassen hatte und sich in Dresden aufhielt:

Ludwig Gustorff schreibt:

„Köchy ist am Freitag (April 1823) abgereist, und bis Potsdam von uns begleitet, v. Uechtritz ausgenommen, welcher während dieser Zeit die Bemerkung gemacht, daß Heinrich v. Kleist bis zum Todtschießen verkannt worden.

Schöner Trost! — —.

Hätte man die Schlafstellen des weiblichen Hauspersonals entdeckt, ich sage Dir, es wäre der innigen Gefühle kein Ende geworden.“

An einer andern Stelle:

„Lange lag Heine in seinen erfindungsreichen Betten, die Tage zählend und wieder zählend, schmachtend gleichsam nach dem Augenblicke, da seine Tragödie bei Dümmler zum Fenster herausgucken. Endlich gucken sie und zwar, wie wir vermuthen, nicht um

Gotteswillen und da sah man nun am Tage dieser Offenbarung Heinrichs ungefällige Gestalt selbstgefällig unter den Linden mit Armensünderwänglein, über welche indische Gluth sich ergoß, sobald er vor dem Duodez-Brockhaus vorbeiperipathetisirte. —— Grabbe, lobe mich in Dresden, d. h. schaffe mir ein Mädchen mit 30,000 Fl."

Ludwig Robert schreibt:

„Vielleicht haben Sie die Ansicht der Nihilität jeder Anstrengung, die ich in abstracto für die einzige richtige halte, leider zeigt uns aber die tägliche Erfahrung, wie wir hier weder in noch von abstractis leben und wie selbst das B...n bei der Müller nothwendig zur Existenz ist.

Köchy's Gedichte????? Machen Sie Uechtritz glücklich, wenn Tiek etwas Gutes über seinen Otto gesagt haben sollte. — Die giftige Ratze macht hier Aufsehen, wenigstens in Gustorffs Schädel, in welchem sie zuweilen herumspukt."

Es muß nämlich bemerkt werden, daß zu dem Umgang Grabbe's: Gustorff, Köchy, Ludwig Robert, v. Borch, v. Uechtritz und Heine gehörten. Allerdings auch Heine stand zu Grabbe in nahen vertrauten Beziehungen, ja nach manchen Aeußerungen des letztern ist fast anzunehmen, daß dieser nicht ohne Einfluß auf die eigenthümlich witzige Manier des erstern geblieben ist.

Besonnenheit und Regelmäßigkeit war damals eigentlich nur bei dem freundlichen Köchy, der indessen

auf Grabbe wenig einwirken konnte, wenn ihm dieser auch sehr zugethan war. Noch in spätern Jahren erwähnte er desselben oft als eines denkenden und sinnigen Kopfs, dessen Unterhaltung er sehr häufig dazu gebraucht habe, seine eigenen Ideen zu entwickeln und ins Klare zu setzen. —

Unter diesen Beschäftigungen und bei diesem Treiben in Berlin war Ostern 1823 herangerückt und da die drei Jahre verflossen waren, auf welche der wissenschaftliche Cursus auf Universitäten eingerichtet zu sein pflegt, forderte der gewöhnliche Gang der Dinge, daß sich Grabbe nun angeschickt hätte, nach Detmold zurückzukehren.

Aber dazu hatte er keine Lust. Er hatte sich daran gewöhnt, in einer großen Stadt zu leben: seine Einbildung war gefüllt mit Triumphen im Theater und mit den erhebenden Anknüpfungen und Verbindungen der großen Welt. Er fühlte, daß er nur in der Atmosphäre literarischen und künstlerischen Strebens leben könne. Dagegen stach das Leben in dem kleinen Detmold, wie er es hier zu erwarten hatte, sehr ab. Hier galt es kein Leben in der Kunst, sondern ein reines Geschäftsleben und was daselbst mit seinen Bestrebungen noch harmoniren mochte, hatte er in der kleinen Residenzstadt in einem ganz klein zugeschnittenen Maßstab wieder zu suchen.

Er fühlte sich über den Gedanken in seine Hei-

math zurückkehren zu sollen, ganz unglücklich, wozu auch das beigetragen zu haben scheint, daß er daselbst die Erwartung rege gemacht hatte, er würde als Dichter allgemeine Anerkennung und eine Stellung finden, jene nun aber nicht erfüllte. Was diesen letzten Punkt betrifft, findet sich nämlich in manchen Briefen seines Vaters nach Berlin die Aufforderung, seine Tragödien drucken zu lassen, oder die Anfrage, ob es wahr sei, daß er zum Regisseur ernannt wäre. Er war darüber, seinem excentrischen Wesen gemäß, manchmal ganz fieberhaft aufgeregt.

In solcher Stimmung kam er auf seinen schon einmal in Leipzig gefaßten Plan, sich als Schauspieler der Bühne zu widmen, um so mehr wieder zurück, als er sich wirklich überzeugt hielt, Beruf zum Schauspieler zu haben.

Das leicht empörte, auflodernde Wesen in ihm, die leichte Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit, dabei das feine Verständniß einer versteckten Sprache und das völlige Hineinfühlen in fremde Seelenzustände, fehlte ihm auch keineswegs.

Er wandte sich deshalb geradezu an den damaligen Kronprinzen von Preußen und schrieb jenen, später in öffentlichen Blättern besprochenen Brief, in welchem er unter andern von sich sagt: er stehe auf dem Punkte unterzugehen, wenn der Kronprinz sich seiner nicht annehme, er möge für ihn ein Engagement als

Schauspieler vermitteln, er fühle einen Drang zur Bühne; die Leute sagten, er wäre ein Genie, er wisse nicht, was daran sei, aber das fühle er, daß er eins mit dem Genie gemein habe, den Hunger, er sei z. B. wegen Geldmangel genöthigt, diesen Brief mit einem Span zu schreiben, weshalb er zu gleicher Zeit wegen der schlechten Handschrift um Verzeihung bitte.

Der Brief ist freilich etwas auffallend, verdient übrigens die Angriffe nicht, welche manche literarische Blätter später dagegen gerichtet haben.

Denn wie demselben keineswegs der Sinn unterzulegen ist, daß Grabbe darin auf gewöhnliche Weise habe Unterstützung suchen wollen, weil er immerfort viel zu stolz war, um sich schenken zu lassen und sich wirklich in seiner ungeduldigen Stimmung in die Idee, Schauspieler zu werden, verrannt hatte, eben so ist das hungrige Genie nicht anders zu deuten, als eine witzige Wendung, und die Bemerkung über den Span aus keinem andern Grunde hineingemischt, als weil Grabbe augenblicklich eine schlechte Feder in der Hand hatte und sich darüber ärgern mochte. Das ist einmal bei solchen formlosen excentrischen Menschen die Manier sich zu äußern.

Als der Brief unbeantwortet blieb, vielleicht weil der mit Grabbe's Eigenthümlichkeit und Lage unbekannte Kronprinz nicht wissen mochte, ob er ihn für Spaß oder Ernst zu nehmen habe, wandte sich Grabbe an

seinen Freund Dr. Köchy, welcher mit manchen Regisseuren bekannt war, und setzte ihm dieser (März 1823) ein Empfehlungsschreiben an den Regisseur Goßmann in Kassel auf, worin er bat, Grabbe in der Schauspielercarriere, welche er einschlagen wolle, nützlich und hülfreich zu sein.

Mit diesem Briefe reiste er zu Ostern 1823 von Berlin fort und begab sich zuerst nach Leipzig. Er reiste indessen von hier aus nicht weiter nach Kassel zum Regisseur Goßmann, sondern wir sehen ihn plötzlich (Mai 1823) in Dresden unter der huldvollen Protection des Herrn von Könneritz und in freundschaftlicher Verbindung mit Herrn Tiek. Wie er hierzu gekommen, ist mir nicht aus sicherer Quelle bekannt, vermuthlich ist er aber durch Empfehlungen von Leipzig aus, vielleicht vom Hrn. Rath Blümner dem Hrn. von Könneritz bekannt geworden und hat sich dann die Bekanntschaft mit Hrn. Tiek, die früher schon durch Mittheilung des Gothland angeknüpft war, auf natürliche Weise weiter fortgesponnen.

9.

Welche Stellung er in Dresden gehabt, ist ebensowenig zu ermitteln. Es scheint, als ob er sich Hoffnung gemacht habe, durch Fürsprache Tiek's als Regisseur am Theater angestellt zu werden, als ob Tiek diese seine Hoffnung auch schon vor seiner Ankunft in

Dresden genährt habe; wenigstens hat Grabbe, wie ich aus mehreren Briefen sehe, bei seinem Aufenthalt in Leipzig zu seinen Bekannten, namentlich dem Dr. Rosen, dergleichen gesprochen; dagegen scheint es auch wieder, als ob sich diese Hoffnung wenigstens nicht Anfangs in Dresden verwirklicht habe; Grabbe schreibt an seinen Vater von dort aus: „übrigens kommt es noch sehr darauf an, ob ich wirklich in einen solchen Posten eintrete, da mir wenigstens auf eine ziemliche Zeit mein Lebensunterhalt gesichert ist." Aber soviel ist richtig, er hatte Zutritt im Hause des Hrn. von Könneritz, sowie ihm denn auch die literarischen Gesellschaften des Hrn. Tiek geöffnet waren und indem er sich dadurch eine Zeit lang sehr glücklich fand, arbeitete er an seinen Poesien fleißig fort. Er schreibt wenigstens an seinen Vater von Dresden Ende Mai 1823: „ich habe nun schon wieder ein drittes Stück fertig und hoffe in drei Wochen mit einem vierten fertig zu sein", und am 19. Juni schreibt er: „Grade auf den 11. Juni hatte ich die drei ersten Aufzüge meines neuen Stückes fertig".

Dieses Glück dauerte indessen nicht lange, er verließ Dresden im Juli 1823 und reiste zunächst wieder nach Leipzig. Die Ursache, warum er jene Stadt wieder so plötzlich verließ, bin ich nicht im Stande, mit Gewißheit anzugeben. Er schreibt von Leipzig aus an seinen Vater: „Ich habe einen dummen Streich ge-

macht, ich versprach Euch vor sieben Wochen zu besuchen und erhielt auch wirklich vom Königlichen Theater vierzig Thaler Reisegeld, um in Leipzig, Berlin und Braunschweig Buchhändler-Geschäfte für mich und Tiek abzumachen und bin nun sechs Wochen ununterbrochen in Leipzig liegen geblieben. Dazu verleitete mich theils ein gewisser Buchhändler Hartmann, theils eine große alte Anhänglichkeit an Leipzig, theils der Rath Blümner, welcher mich des Abends zu sich einlud, auch die Gesellschaft meines früheren Bekannten pp. war mit Ursache davon. Ihr könnet denken, daß ich von meinen vierzig Thalern noch einige übrig behalten habe, aber nichtsdestoweniger reicht es nicht hin, um hier das Logis und Alles gehörig zu bezahlen, noch viel weniger, um Euch zu besuchen, was ich doch so gern möchte, da ich es kann, weil ich bis in den September tief hinein, wo erst meine Gönner in Dresden aus dem Bade zurückkommen, ganz frei habe. — Demnach bitte ich mir ungefähr fünf Louisd'or 2c." —

Aus diesem Schreiben könnte man vielleicht allerlei Schlüsse ziehn und die Ansicht gewinnen, weil er sein Reisegeld verschleudert und es sich nun unmöglich gemacht, die ihm in Dresden ertheilten Aufträge auszuführen, habe er letztern Ort gemieden. Allein jene Aufträge scheinen doch wieder nur ein Vorwand Grabbe's gegen seinen Vater zu sein und bleibt es sehr zweifelhaft, daß jener dergleichen Aufträge gehabt

habe. Wahrscheinlicher ist mir, daß er sich mit Tiek überworfen hat, weil dieser ihm nicht genug Anerkennung zollte und ihm nur eine untergeordnete Stellung am Theater gönnte, mag nun Tiek's Beweggrund gewesen sein, daß Grabbe seine Talente für die Regie des Theaters zu hoch anschlug oder daß er zu wenig Hofmann war und sich zu rücksichtslos gegen jenen benahm, vielleicht in dessen Gesellschaften dem verbindlichen und höflichen Tone durch sein ungebundenes Wesen und seine Sarkasmen zu sehr in die Parade fuhr. Es scheint mir dies um so wahrscheinlicher, weil Tiek in späterer Zeit niemals in öffentlichen Blättern das Wort für Grabbe ergriffen, seiner schriftlich nirgends wieder erwähnt hat.

Ueberdies soll Tiek in Privatgesprächen wirklich sich mißliebig über Grabbe ausgesprochen und besonders hervorgehoben haben, Letzterer habe sich viel auf sein Vorlesen eingebildet, während er doch eine widerliche Aussprache gehabt. Freilich berührte Grabbe mit der Werthlegung auf sein Vorlesen einen sehr kitzlichen Punct bei Hrn. Tiek. Wie dem aber auch sei, welches die Ursach auch sein mag, warum Grabbe Dresden verließ, so viel ist richtig, in Leipzig hielt er sich mehre Wochen auf und nachdem hier wiederum sein Glücksstern geschienen, und sich ihm eine ziemlich günstige bürgerliche Stellung dargeboten, die er aber launenhaft und eigensinnig von der Hand gewiesen, reiste

er über Braunschweig zurück nach Detmold. Ich sage, er wies in Leipzig eine glückliche Stellung von der Hand. Der Rath Blümner hatte ihn nämlich schon von der Zeit her, wo Grabbe in Leipzig studirte, liebgewonnen, weil er an seinen mannigfachen Kenntnissen, seinem schlagenden Witz und seinen phantasievollen Einfällen Vergnügen fand und bot ihm an, falls er sich examiniren ließe, wolle er eine Anstellung in Leipzig für ihn befördern. Grabbe wollte indessen auf dies Anerbieten nicht eingehen und brach mit dem Rath Blümner, der sehr dringend gewesen zu sein scheint, auf eine sehr sonderbare Weise. Nachdem jener ihm das Anerbieten gestellt und eine ausweichende Antwort erhalten, saß einmal Grabbe in Gohlis hinter Eierkuchen und Bier, als auch Hr. Blümner hereintrat, sich zu ihm setzte und ein verbindliches Gespräch mit ihm einzuleiten suchte. Da nun schnob Grabbe von der Seite: O Gott, o Gott! lassen sie mich zufrieden — der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen — ich habe jetzt keine Zeit zu hören. — Grabbe suchte später das Benehmen dadurch zu entschuldigen, daß die Tochter des Raths Blümner eine zarte Neigung zu ihm gefaßt und ihren Vater zu dem Anerbieten vermocht habe, um ihn zu fesseln, und das sei ihm zuwider gewesen. Vielleicht war dies übrigens nichts als eine Einbildung Grabbe's,

der nur zu oft geneigt war, hinter dem Edelmuth Anderer eigennützige Triebfedern hervorzusuchen. —

10.

Grabbe kehrte mit zerrissenem Gemüth nach Detmold zurück. Schon in seinem Aeußern verrieth sich eine schmerzliche Gleichgültigkeit. Sein Kostüm war auffallend vernachlässigt, und wenn ihn seine Bekannten freudig begrüßten, pflegte er gewöhnlich mit einem gelangweilten und gleichgültigen Gesichte zu sagen: Sieh, ich meinte, du wärst schon längst gestorben. Uebrigens möchte einen großen Antheil an dieser Herabstimmung der Umstand haben, daß er die Nothwendigkeit einsah, sich dem bürgerlichen Leben zu widmen und die gewöhnliche juristische Carrière einzuschlagen. Als er sich einigermaaßen erholt hatte, meldete er sich darauf bald zum juristischen Examen, bekam seine Proberelation, arbeitete sie aus und bestand das mündliche Examen am 2. Juni 1824. Auch bekam er bald als Advocat zu thun; es ist nämlich im Lippischen die Advocatur für den Juristen der gewöhnliche Anfang einer Carrière, auch für solche, welche sich dem Staatsdienste widmen, und verdient es wohl erwähnt zu werden, daß er seine juristischen Schriften in dieser Zeit mit unverkennbarem Fleiß und mit Sorgsamkeit ausarbeitete. Manchmal sprach er mit seinen vertrauten

Freunden, z. B. Petri, davon, daß er sich auf das Geschäftsleben werfen wolle, daß es sein ernstliches Bestreben sei, sich eine bürgerliche Stellung zu verschaffen, und erst, wenn es diese gewonnen habe, wieder zur Dichtkunst zu greifen, und so schien es denn manchmal, als ob er sich in das Unvermeidliche fände.

Aber tief im Herzen war er gebeugt und sein Geschäftsleben, das ihm um so kleinlicher erscheinen mochte, da er als Anfänger in der Advocatur, wie das zu geschehen pflegt, meistentheils nur kleine und schlechte Sachen erhielt, widerte ihn förmlich an. Man kann sich das denken, wie elend es Jemandem, der sich um die höchsten Interessen der Menschheit bekümmert und in den Herzens-Aufregungen großer dichterischer Situationen gelebt hatte, vorkommen mußte, jetzt gezwungen zu sein, einen armen Bauern zu vertheidigen und sich für seine Wegegerechtigkeiten und Erdlöcher herum zu zanken! Er lebte sehr zurückgezogen wie ein einsamer Sonderling, hatte eigentlich weiter keinen Umgang, als mit ein Paar Gymnasiasten, die er noch von seinen Schuljahren her kannte und die ihn bisweilen auf seinem Zimmer besuchten, ihn abholten und mit ihm spazieren gingen; oft ging er allein aus und setzte sich allein in diesen oder jenen Krug und las hier in einem Buche, welches er mitgenommen hatte.

Wenn er zufällig an öffentliche Orte kam, wo

sich Personen aus den ersteren Ständen versammelten, die er in der Regel mied, so war er gewöhnlich sehr still ohne an der Unterhaltung Antheil zu nehmen, indem er sich einestheils bei seiner für ihn unglücklichen Stellung zurückgesetzt fühlte, anderntheils aber mit Stolz sich weit über alle seine Umgebung erhob und diese mit einer Art Geringschätzung ansah.

Einmal befand er sich in einem Caffeehause unfern der Stadt, als ein Lehrer des Gymnasiums, der für einen schönen Geist galt, sich in breiten Erörterungen über Shakespeare ausließ, und den Schauspielern der Detmolder Bühne den Vorwurf machte, daß sie in dem gestrigen Stücke nicht im Entferntesten eine Ahnung vom Shakespeareschen Geist gehabt hätten. Grabbe, der still und ruhig in einer Ecke saß, erkannte aus dieser Vorlesung bald, daß der Critiker selbst den Dichter sehr falsch aufgefaßt hatte und jene verdroß ihn um so mehr, da ihm das Absprechen des Lehrers als ein ausschließliches Beherrschenwollen der Gesellschaft, folglich als eine verletzende Anmaßung vorkam. Bei jedem Worte empörte sich sein Inneres mehr und mehr und als nun der Lehrer sehr ruhmredig bemerkte, wenn ich die Kerle nur einmal ein halbes Jahr unter meiner Fuchtel hätte, es sollte ihnen schon beigebracht werden, da platzte sein Unmuth heraus und er versetzte entrüstet: Daraus würde was Rechtes werden, was würde das für eine Conversation

geben? Und Shakespeare! überhaupt Sie verstehen gar nichts von Shakespeare! Dann nahm er alle die Ansichten durch, welche der Lehrer eben entwickelt hatte, zeigte sie in einigen raschen kräftigen Zügen in ihrer ganzen Blöße und stellte daneben, wie Shakespeare aufgefaßt werden müßte. Sobald er geendet, nahm er Hut und Stock und entfernte sich aus der Gesellschaft, die allerdings sehr verwundert zurückblieb.

In seiner verstimmten Laune mochte er meistentheils von allen seinen früheren literarischen Beziehungen nichts wissen. Er erhielt bisweilen Briefe von seinen Bekannten, unter Andern von Uechtritz; diese Briefe las er aber kaum, sondern schaffte sie gewöhnlich unerbrochen bei Seite, am wenigsten aber fühlte er sich veranlaßt sie wieder zu beantworten.

Was ihn noch aufrecht hielt und ihm Lust zum Vorwärtsstreben gab, war die Hoffnung, die er auf den Archivrath Klostermeier setzte, dieser würde vermitteln, daß er als dessen Gehülfe an dem Archiv und der Bibliothek angestellt würde.

Der Archivrath Klostermeier war nämlich, wie wir das schon oben gesehen haben, der Beschützer der Grabbe'schen Familie und hatte schon zur Zeit, als Grabbe noch nicht zur Universität abgegangen war, den Wunsch geäußert, ihn zu seinem Gehülfen zu haben, und zu seinem Nachfolger zu erziehen. Grabbe hatte, darauf hinaus, sich stark auf Geschichte, Lite-

ratur und alle archivalischen Kenntnisse gelegt und es darin weit gebracht, wie ihm in seiner Heimath überall auch zugetraut wurde.

Um diese Hoffnung zu realisiren wandte er sich dann zutrauensvoll an seinen Beschützer, bei dem sein Vater schon die gehörigen Einleitungen gemacht hatte, und stellte ihm in warmen und lebendigen Worten vor, wie es sein sehnlichster Wunsch sei, am Archiv und der Bibliothek Beschäftigung zu finden; wie er glaube, daß sich diese Beschäftigung für seine Eigenthümlichkeit und die Studien, die er gemacht, ganz eigne, und legte ihm ans Herz, sich für ihn zu verwenden. Der Archivrath Klostermeier fand sich dazu gern bereit, um so mehr, da die Regierung wirklich einen Gehülfen anstellen wollte, und trug bei dieser in einer Eingabe vom 2. September 1826, mit welcher er Grabbe's Schreiben überreichte, darauf an, dem letzteren die Gehülfenstelle zu übertragen.

Der damalige Regierungschef hatte nun aber schon einen andern jungen Juristen zu dem beabsichtigten Posten ausersehen, welcher freilich keine Studien für das Fach gemacht hatte und sicher nicht die Qualification Grabbe's besaß, aber ein bescheidener, junger Mann war, der wenigstens scheinbar weiter keine Ansprüche machte und dessen Vater vom Regierungschef sehr begünstigt wurde. Wird ja in kleinen Ländern, wo man eigentlich kein Talent nöthig hat, die Wahl

für die Stellen meistentheils nie nach Fähigkeiten vorgenommen, sondern wie sich das so schiebt und macht. Der fragliche junge Jurist wurde also dem Herrn Archivrath Klostermeier anempfohlen und obgleich dieser sich anfangs widersetzte, wirklich zu der fraglichen Gehülfenstelle ernannt.

Als Grabbe so seine Hoffnung vereitelt sah, war es fast, als ob er allen Lebensmuth verloren. Seine Tagebücher aus dieser Zeit, die er einem vertrauten Freunde einmal zeigte, liefern davon das deutlichste Zeugniß. Er schrieb oftmals nieder: Wär' ich todt, es wär' mir lieb, lebt' ich nie, es wäre besser. —

Bald hernach traten indeß für ihn Ereignisse ein, die seinem Leben wieder einen neuen Schwung verliehen.

Der Buchhändler Kettembeil war nämlich bei seinem Zusammenleben mit Grabbe in Leipzig 1822 mit dessen dramatischen Gedichten bekannt geworden, und da er, der die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt angetreten, inzwischen nicht erfahren, daß Sachen von ihm in Druck gegeben waren, dachte er sich, daß es letzterem vielleicht angenehm wäre, wenn ihm Gelegenheit gegeben würde, seine Gedichte zum Druck zu befördern. Kettembeil wandte sich also jetzt an Grabbe, weckte ihn aus seinem düstern Hindämmern auf, und schlug ihm vor, er möge ihm seine Sachen, namentlich den Gothland, übersenden, er wolle ihn in Verlag

nehmen. Grabbe überschickte ihm den Gothland, Nanette und Marie, das Lustspiel: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung; die unvollendete Tragödie: Marius und Sulla, und den Aufsatz über die Shakespearo-Manie. Diese Schriften wurden in zwei Bänden gedruckt und 1827 herausgegeben, und erregten gleich von Anfang an die größte Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Publicums. In mancher Zeitschrift wurden sie angezeigt, als ob sie wie ein großer Meteorstein in die damalige Literatur hereingefallen wären.

Zu gleicher Zeit erhielt er eine Anstellung als Auditeur bei dem Lippischen Militair. Der frühere Auditeur war nämlich gegen das Ende 1826 bedenklich krank geworden, so daß er seine Geschäfte nicht mehr versehen konnte und eines Substituten bedurfte; die Regierung hatte, besonders auf Verwendung des Archivraths Klostermeier, die Anordnung getroffen, daß Grabbe die Geschäfte des bisherigen Auditeurs als Substitut besorgte und als dieser 1827 mit Tode abgegangen, jenem das Amt, vielleicht als Ersatz für die ihm entgangene Archivstelle übertragen.

Diese Umstände wirkten auf Grabbe's Stimmung sehr vortheilhaft. Er fühlte sich wie neu geschaffen und warf sich nun mit Lust wieder auf die Dichtkunst, um die Ideen, welche in ihm lebten, zur Gestaltung zu bringen.

Zunächst schuf er die Tragödie Don Juan und Faust und zwar im Sommer 1828. Fragt man, wie kam er denn auf die Zusammenstellung dieser Charaktere? so antworten wir: dieselben haben allerdings etwas Verwandtes. Beide nämlich sind beseelt von der Ueberzeugung, daß der Mensch der Mittelpunkt der Welt sei und lehnen sich vermessen auf gegen Alles, was Autorität heißt. Mag auch sonst noch viel Verschiedenes zwischen ihnen herrschen. Faust ist nämlich, wie wir ihn seit Goethe kennen, blasirt und einer kalten Ironie verfallen, da er nirgends Befriedigung gefunden, weder auf den Höhen der Himmel, wohin ihn sein Wissensdurst getrieben, noch bei den blendenden Reizen der Sinnlichkeit, weil eine brennende zehrende Hitze ihn unruhig von Einem zum Andern treibt und das Verlangen in ihm entstehen läßt, auf einmal zusammen zu haben, was sich doch niemals zusammen findet. Faust ist unzufrieden mit Gott, weil nach seiner Meinung Alles auf der Welt so unvollkommen, ungewiß und schwankend ist. Don Juan dagegen benutzt den Augenblick und greift zu, wo er das Schöne findet. Er quält sich nicht mit der Frage, warum? sondern nimmt sich was er wünscht und sagt: darum. Ihm gefällt die Welt nur gar zu gut.

War es doch auch augenscheinlich, daß im Jahre 1828, wo der faustische Weltschmerz so zu sagen eine Zeitrichtung geworden war, eben der verwegene

und genußfähige Sünder Don Juan ungemein imponirte, als ob er eine Ergänzung zu dem faustischen Wesen bilde. Das erklärt die Nebeneinanderstellung beider Charaktere sehr wohl, wenn auch noch nicht die Verwendung derselben in ein und derselben Tragödie, in welcher immer das Mittel, beide auf einander wirken zu lassen, ohne daß einer oder der andere verlor, schwer zu finden war.

In wie fern Grabbe seine Aufgabe gelöst, wollen wir hier unentschieden lassen, und nur noch hinzufügen, daß die Kritik bei aller Verschiedenheit des Urtheils, sich doch immer dahin vereinigt hat, dies Werk als ein bedeutendes anzuerkennen.

Kaum hatte er die ebenbezeichnete Tragödie beendigt, so machte er sich daran, seinen Barbarossa auszuarbeiten (Winter $18^{28}/_{29}$). Er hatte sich schon länger damit getragen, die Reihe der Hohenstaufen im Gedichte zu verherrlichen; Shakespeare ähnlich, der den Kampf der weißen und rothen Rose in einer Reihe von Trauerspielen vorgeführt hat. Veranlassung hierzu mochte sein, einestheils seine Vorliebe für Geschichte und das Anerkenntniß seines durch Marius und Sulla bewiesenen hellen Ueberblicks in den Gang derselben, anderntheils die Glorie der Hohenstaufen selbst, die damals durch die Raumerschen Darstellungen recht anschaulich hervorgehoben war. Grabbe war freilich mit Raumer nicht immer zufrieden, las ihn

aber viel. Auch war ja schon vielfach in der Literatur auf Barbarossa als eine hohe Aufgabe für einen begabten Dichter hingewiesen.

Noch vor Ostern 1829 war Grabbe mit dem Drama fertig, das sich hauptsächlich um den Kampf Barbarossa's mit Heinrich dem Löwen dreht, daneben aber auch die ganze Lage der damaligen Welt vorführt, das Verhältniß des Kaisers zu Italien, zum Pabst, und das der Christenheit den Osmanen gegenüber; und nun neben einer hohen schwunghaften Sprache viele tiefergreifende Situationen hat, voll Adel und Stolz, bei der Charakterisirung der Personen aber so tiefe Blicke in ihre Absichten und Pläne und eine solche feine Combination, daß die überraschendsten Aussichten in die Geschichte eröffnet werden, wiewohl auch hier sich wieder dieselben Mängel finden, welche alle Grabbe'schen Dramen, sowohl die historischen als die andern an sich tragen, nämlich die genre- und skizzenartige Behandlung des Stoffs, ohne eine fortlaufende Handlung, ohne einen dramatischen Wendepunct, sowie das Ineinanderfließen von Licht und Schatten, oder doch eine zu objective Darstellung, so daß wir oft kaum wissen, welcher der mit einander kämpfenden Partheien wir unsere Sympathien zumeist zuwenden sollen. Daß die Tragödie z. B. Immermann kalt gelassen zu haben scheint, ist uns einigermaßen befremdlich. Immermann ist übrigens bei

Beurtheilung derselben auch darin sehr im Irrthume, wann er die Ansicht aufstellt, der Dichter müsse zu historischen Trauerspielen nur solche Stoffe wählen, oder vielmehr könne den wahren Schwung der Phantasie nur bei solchen Stoffen haben, wo die Geschichte mit der Gegenwart noch im Zusammenhange sei. Ein Dichter, der keine eigene Phantasie hat, um seinen Gegenstand zu beleben, der muß freilich andere Leute für sich dichten lassen, der muß entweder anspielen mit ein Paar Worten und dann vertrauen, daß die belebte Phantasie im Volke das Ihrige hinzuthue, oder er muß ein Abschreiber der Gefühle und Gedanken sein, wie sie noch in der Gegenwart leben.

Ein Dichter von Phantasie aber greift auch die Parthien der Geschichte auf und verklärt und verherrlicht sie, wovon keine Spuren in der Gegenwart vorhanden sind, und einem solchen sind bei entfernt liegenden Epochen die Erzählungen der Geschichtsschreiber eben so gut Anknüpfungspuncte, wie die herrlichsten Denkmäler, welche die jüngere Geschichte in der Erinnerung der Zeit erhält.

11.

Grabbe stand jetzt auf der Sonnenhöhe seines Glückes. Sein Name war durch ganz Deutschland getragen, indem sämmtliche kritische Blätter die gün-

digsten Urtheile über seine Werke fällten, und demnach widerfuhren ihm denn auch in seiner Heimath die größten Ehren. Es war nicht selten, daß man auf ihn wie auf das Wunder der Stadt hinwies, auf Bällen, Concerten und im Theater, an allen öffentlichen Orten, wo er sich blicken ließ, war er der Gegenstand der Aufmerksamkeit, selbst hochgestellter Personen. Dabei lebte er in ganz auskömmlichen Verhältnissen und war in seiner Wohnung inmitten der Stadt, wo er die freundlichste Aussicht in alle vier Straßen hatte, sehr elegant und nobel eingerichtet.

Aber sein Gemüth schien nur noch mehr aus der innern Harmonie gewichen zu sein. Das sprach sich zunächst in seiner Haltung aus. Freilich hatte er von Natur einen feinen und schwächlichen Körperbau oder es war vielmehr Kraft und Schwäche wunderbar darin gemischt, denn während er auf seinen Schultern einen Kopf trug, der eine hochgewölbte, an griechische Weltweisen erinnernde Stirn hatte, unter der ein Paar rollende Augen blitzten, war doch sein Mund nicht sehr fein geschnitten, indem die Oberlippe über die untere herabhing, wich auch Mund und Kinn zu viel zurück und fielen die Schultern ab wie bei einem Mädchen. Es schien als ob die unteren Theile des Körpers zu den hochfliegenden Gedanken des Kopfes nicht passen wollten. Aber er hielt sich doch weit nachlässiger, als dies durch seine natürliche Körper-

beschaffenheit bedingt wurde. Wenn er dahin wanderte, den Rock zurückgeschlagen und den Daumen der einen Hand in der Tasche über der Hüfte, in der andern den Regenschirm, zog er seine Schritte sehr langsam nach, hatte gewöhnlich das Haupt gesenkt und in seinem Gesichte lag etwas tief Verdrießliches, die Oberlippe preßte die Unterlippe, theils als ob er einen widerlichen Geschmack auf der Zunge hätte, theils als ob er einen Schmerz verbisse. In Gesellschaft konnte er mitunter, wenn er nicht besonders aufgelegt war, sehr einsilbig in einer Ecke sitzen, einer trüben Stimmung hingegeben, von welcher er selber zu sagen pflegte: „is sauer." Er glich dabei einem Gewitter, das in seinem Schooße nur Blitz und Donnerschlag hegt und sich in Regen nicht entladen kann. Mir sind nur wenige Beispiele bekannt, daß sich sein Inneres in gefühlvollen Aeußerungen erschlossen oder in weiche Klagen aufgelöst hätte. Kam es zur Unterhaltung, so hatte er doch an ruhigen Zwiegesprächen niemals Vergnügen, dazu war er viel zu hastig und konnte zu wenig bei einem Gegenstande ausdauern, wogegen er freilich, wenn er einmal im Zuge war, wie mit Sieben-Meilen-Stiefeln vom Hundertsten ins Tausendste übersprang und die neusten Parallelen, die verwegensten Gegensätze und sonderbarsten Schlüsse zum Besten gab, die ihm augenblicklich aus dem Kopfe sprangen und dabei doch die feinste Combina-

tionsgabe verliehen. Oft, wenn es verwickelte Fragen zu lösen galt, blitzte er mit ein Paar Worten hervor, welche jene so klar entschieden, daß man unwillkürlich von der Macht des höheren Genius überrascht wurde. Er liebte es am meisten, nur so recht tolles und frappantes Zeug in den Tag hineinzuschwätzen und in diesem Tone Unterstützung bei seiner Umgebung zu finden. Wir wollen uns erlauben, einige Proben mitzutheilen. So sagte er z. B. an der Wirthstafel: „Hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob wohl der liebe Gott auch Gamaschen an hat?" —

„Ach ja, der Gesang der Fräulein N. N.! Ihre Töne waren so süß, daß sie stanken." —

„Der Pastor N. N. hat eine sehr schneidende Stimme, daß man den Bart damit abschneiden könnte; mein Kerl läßt sich immer unter der Predigt rasiren!" —

„Die Juden machten aus dem Herrgott einen großen Patriarchen. Wenn jetzt wieder einer gemacht würde, bekäm' er sicher eine Pairs- und Deputirtenkammer. Uebrigens wie steht's mit der Legitimität Gottes, er hat doch keine Ahnen?" —

„Robespierre sieht nach seinem Portrait aus wie der alte Canzleirath K. Uebrigens wird die spätere Geschichte über ihn noch ganz anders urtheilen. Schändlich war es nur, daß er auch die Mischlinge und Indifferenten köpfen ließ. Da hab' ich ein langes Ver-

zeichniß von allen denen gesehen, die 1793 hingerichtet sind mit Alter und Lebensart. Uebrigens die meisten hatten den Tod verdient." — „Das können Sie ja nicht wissen." — „O das kann man ihnen schon anmerken, wenn man nur eine gute Nase hat. Und unter 25 Jahren hat er doch Niemand köpfen lassen, er hatte die Idee, die über 25 Jahre paßten nicht mehr für die Republik." — „Er war ja aber selbst über 25 Jahr." — „O! Sie — achten Sie nur auf Ihre Jungen, die Jungen regieren noch mal die Welt." —

Gar häufig ließ er sich auch in sehr frivolen und cynischen Reden gehen, von denen sich nicht gut Proben wiedergeben lassen, die übrigens mit der größten Gleichgültigkeit, wenigstens ohne alle Raffinirtheit, ohne allen sinnlichen Reiz vorgetragen wurden und wegen der colossalen Phantasie in Zusammenstellung der Bilder allerdings mitunter zum lauten Lachen zwangen. Ueberhaupt hatten seine Sonderbarkeiten und Genialitäten einen ganz fabelhaften Charakter angenommen. So hatte er z. B. aus dem Laden seines Hauswirths, der ein Quincailleriegeschäft führte, eine Orgel angeschafft, auf welcher er häufig stundenlang zu spielen pflegte, daß seine Hausgenossen hätten davon laufen mögen. Er wurde auch wohl angetroffen schlafend auf einer großen Landkarte, die er auf dem Fußboden seiner Stube ausgebreitet hatte und

wenn der Eintretende seine Verwunderung darüber aussprach, erwiederte er lachend: „So habe ich die Welt unter mir." In dieser Beziehung hatte er nicht geringe Aehnlichkeit mit dem russischen General Suwarow, der bekanntlich in Hemdärmeln und Pantoffeln an der Spitze seines Heeres in die Schlachten ritt und wie ein Hahn krähte, um seinen Soldaten das Signal zu geben.

Sein näherer Umgang waren nur einige junge Leute, die eben von Universitäten gekommen waren und von dem Glanz seines Genies angezogen und vollkommen von ihm beherrscht ihm dazu dienten, in seinen berühmten Rum- oder Gloria-Thees seine Zeit so zu sagen todt zu schlagen. In diesen Thees, welche schon gegen 4 Uhr Nachmittags begannen und zu denen er immer wieder durch witzige Billets und dergleichen zu verlocken wußte, wurde nämlich scharf getrunken, wenn seine jungen Freunde erst dadurch in die gehörige Stimmung gesetzt waren, daß er ihnen hinterm Rücken in ihre Tassen brav Rum zugegossen hatte, dann unter Kartenspiel und lauten regsamen Gesprächen fortgejubelt, bis Grabbe sich zum späten Abendessen in sein Gasthaus begab, wo er dann seinen Genossen überließ, sich nach Hause zurecht zu finden oder sie ins Gasthaus mitnahm und hier sein Ergötzen daran hatte, wenn sie durch hitzige Disputationen

oder sentimentale Ergüsse die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen.

Verbindungen mit auswärtigen literarischen Größen oder vertrauteren Verkehr mit Männern seines Wohnorts, die vermöge ihrer bürgerlichen Stellung oder ihrer Charakterfestigkeit und Bildung, wo nicht über ihm, doch ihm gleich standen, konnten dabei keinen erhebenden Einfluß auf ihn gewinnen, denn jene suchte er ganz und gar nicht und dieser genirte ihn, oder war auch wegen seiner Eigenthümlichkeit nicht gut möglich.

Hatte er nämlich auch ein offenes Herz für Freundschaft, bewahrte er im Grunde eine seltene Treue und war er der größten Aufopferung fähig für Personen, welche ihm lieb waren, so war er doch so höchst veränderlich, quecksilbern und wunderlich, so locker und lose und allen Anwandlungen und Anflügen zugänglich, daß er leicht alle Rücksichten übersah und wider seinen Willen Verstöße machte. Auch war es seine Caprice nie schwach zu erscheinen und konnte er also nur leise ahnden, daß Jemand sich irgend eine Autorität über ihn anmaßen wollte oder glaubte er sich sonst verletzt, was bei seiner Reizbarkeit sehr gern geschah, so konnte er sich leicht zu versteckten und offenen Malicen hinreißen lassen und dann hatte er immer den Schelm im Nacken und ließ eine ehrliche naive Seele gern anlaufen, wenn er über sich und

Andere in den Tag hinein sprach und sich an den bunten Gewändern, womit er seine Ideen bekleidete, ergötzte. Ja er hatte wirklich etwas Schadenfrohes und konnte laut auflachen, wenn sich Andere ärgerten, es machte ihm mitunter Vergnügen gleichsam beim seelenvollen Spiele frivol durch die Saiten zu reißen, daß die Harmonie sich in gellende Mißklänge auflöste. Wobei man übrigens aus der sonderbaren Abneigung gegen alles, was nach Sentimentalität aussah, aus der oftmaligen Aeußerung: um Gotteswillen nur nicht sentimental, nur nicht süß! mit Sicherheit abnehmen konnte, daß tief im Grunde sein Gemüth sehr zart und weich beschaffen war.

So konnte man ihn denn auch zu dieser Zeit bisweilen ganz einsam in irgend einem Kruge sitzen sehen, wohin er irgend ein Buch mitgenommen hatte, um sich die Langeweile zu vertreiben.

Grabbe hatte also allerdings nicht eine Umgebung, wie der Dichter Byron, der wohl mit ihm verglichen ist, und sich eben wie er sehr isolirt hatte. Wie ganz anders war es mit Byron, der auf Palläste blickte, die sich im Meere spiegelten und mit schönen Gräfinnen in leichten Gondeln spazieren fuhr! —

Das Einzige, was Grabbe empor hielt, war eine gewisse krampfhafte Energie, die freilich allen großen Männern, wie Friedrich dem Großen und Napoleon, beigewohnt und ihnen die Concentration der Kräfte

gegeben hat, die sie über die Welt erhöhte, vermöge deren es übrigens für Grabbe als Dichter das Höchste blieb, die Herrschergröße und den imperatorischen Stolz zu verherrlichen.

12.

Die Anekdote will freilich in den Augen Mancher dem ernsten Stile der Geschichte nicht würdig erscheinen; wir glauben aber doch, daß sie sehr geeignet ist, Licht zu verbreiten und verschmähen es deshalb nicht, um das Wesen Grabbe's zu erläutern, aus seinem damaligen Leben einige anekdotische Züge hinzuzufügen.

Er hatte in einem westphälischen Provinzialblatt das Personal der Detmolder Bühne scharf recensirt und z. B. bei Herrn Lortzing, dem nachmals berühmt gewordenen Componisten, von makdrmäßiger Gewandtheit, bei einem andern Schauspieler von der Dickfaust des Drama's gesprochen. Das Theaterpersonal war deshalb empfindlich geworden und mochte dies die Veranlassung sein, weshalb ein Herr Pichler in einem Stücke Kamäleon in der Rolle des Dichters Schulberg ihn auf die Bühne brachte und freilich bis zur frappantesten Aehnlichkeit darstellte, mit der hohen Stirn, dem bis oben auf den Kopf zurückgewichenen blonden Haar, dem röthlichen Backenbart und dem zurückgebogenen Mund und Kinn. Es fehlte auch nicht die Brille auf der Stirn, ferner der Regenschirm

und die Gewohnheit, das rothe Schnupftuch in der Hand zusammenzudrücken und mit Bestie, Jobei und dergleichen um sich zu werfen, so daß man allgemein im Parterre ausrief: Grabbe, Grabbe! Letzterer war grade im Theater anwesend und wurde über diese Zurschaustellung seiner Person nicht nur übel berührt, sondern gerieth darüber wie außer Fassung, lief von einer Seite des Theaters zur andern, und schickte sogar zur Intendanz, um die Aufhebung des Stückes zu verlangen, die aber natürlich nicht bewilligt werden konnte. Darauf faßte er den bittersten Haß gegen alle Detmolder Schauspieler und längere Zeit mußten diese, wenn er mit ihnen zusammentraf, seine schonungslosen wegwerfenden Aeußerungen anhören. Dann ließ er sich aber wieder von ihnen leicht gewinnen. Sie brachten ihm nämlich eines Abends bei einer feierlichen Gelegenheit unter seinen Fenstern eine hübsche Nachtmusik. Da ladete er sie zu sich, es floß bei ihm von feinen Rheinweinen und Burgunder; denn er konnte sehr splendid, bis zur Uebertreibung, sein und die größte Vertraulichkeit trat an die Stelle der Feindschaft. —

Einst traf er auf einem Balle mit ein Paar Berliner Studenten, die, ich weiß nicht von wem, eingeführt waren, zusammen, der eine von ihnen hieß Eichholz und hat, glaub' ich, nachmals einen Roman geschrieben. Die jungen Leute hatten sich an ihn gedrängt, saßen mit ihm in einer Nebenstube, wo sie

mit einander zechten, und flossen hier über in Lobeserhebungen über die Grabbe'schen Werke, was allerdings nicht ohne Reiz für Grabbe blieb, der für Schmeicheleien zu Zeiten sehr empfänglich war. Das hatte eine Weile gedauert, da näherten sich mehrere von Grabbe's älteren Bekannten und warfen spöttische Blicke auf diese seine Unterhaltung. Grabbe merkte das, schien sich darüber zu schämen, daß er sich mit den jungen Leuten in solche Vertraulichkeit eingelassen habe und brach nnn auf höchst seltsame Art. Er sprang auf und während der Herr Eichholz noch vor ihm stand und fortfuhr zu demonstriren, drückte er ihm die Hand mit den Worten: ja, ja, Sie haben ganz recht, neigte sich zu ihm, als ob er ihn küssen wollte und biß ihn in die Wange, indem er versetzte: hier haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung. Dann drehte er sich um, verzog das Gesicht zu einer lächerlichen Miene und ging aus dem Zimmer.

Ein andermal behandelte er einen Besuch auf ganz wunderliche Weise. Ein Herr Baron v. P.— hatte ihm nämlich einen Brief von Dr. Köchy aus Braunschweig überbracht und war von ihm zu einer Abendgesellschaft eingeladen, mit mehren von seinen jungen Freunden, denn er mochte sich überhaupt nicht gern mit jemand allein unterhalten und hier am wenigsten, da der fremde Baron in dem Briefe auf ziem-

lich deutliche Weise für einen geistesarmen Häring ausgegeben war.

Als dieser nun ankam, rief ihm Grabbe entgegen: Ah, schön, legen Sie ab, kommen Sie, setzen Sie sich hier auf den Sopha; nun müssen Sie trinken, ohne dies kommen Sie nicht los. Er schenkte ihm ein und legte ihm eine gestopfte thönerne Pfeife neben das Weinglas. Dann fuhr er fort, sich in der Unterhaltung mit seinen jungen Freunden, welche bereits da waren und sich um den runden Tisch gesetzt hatten, nicht stören zu lassen, wobei unter Andern folgende Worte vorfielen: Warum die Türken sich wohl nicht alle umbringen, um in den Himmel zu kommen, ihr Himmel ist doch weit schöner als die Erde! —

Bei den Türken wird's wohl, wie überall mit dem Glauben nicht weit her sein, und wird man auch dort wohl das Gewisse vor dem Ungewissen nehmen.

Merkwürdig aber, daß alle Religionen aus dem Orient kommen. — Nun, da sind die Leute phlegmatisch und haben nichts Anderes zu thun, als so etwas auszudenken.

Als darnach der Gast etwas verlegen geworden war und sich in den Sopha zurückgelegt hatte, faßte ihn Grabbe auf die Schulter und hielt ihm wieder ein Glas vor mit den Worten: Nun trinken Sie doch, ich bitte Sie, warum trinken Sie denn nicht? Ach mein Gott, versetzte der Fremde lächelnd, wie kann

ich denn immer trinken, ich pflege um diese Zeit nichts zu genießen. Ja, das muß so sein, antwortete Grabbe, hoch leben die Ratten! so stoßen Sie doch wenigstens an!

Dann suchte der Fremde das Gespräch auf Grabbe's Werke zu lenken und sprach Mehreres von dessen letzterschienenem Stück Don Juan und Faust, welches am gestrigen Tage auf der Detmolder Bühne dargestellt war, fügte auch einige Bemerkungen über den Göthe-schen Faust hinzu. Da erwiederte Grabbe: Der Göthesche Faust ist ein Lump! Und hören Sie, wir könnten uns da noch wohl über Manches unterhalten. Aber ich finde es für zweckmäßiger, wenn ich Ihnen aus meiner neuen Tragödie Barbarossa einige Stücke vorlese.

Aber die abgerissenen Stücke werde ich nicht verstehen.

O, das thut nichts! Warten Sie, soll ich Sie einmal in die Hand beißen? —

Nun ja, dann haben Sie die Güte und lesen.

Und Grabbe las ein Paar Schlachtscenen.

Dann aber wurde er das Lesen überdrüssig, zumal da der Fremde einige langweilige Bemerkungen über die Möglichkeit der Aufführung u. s. w. dazwischen geworfen hatte, schlug das Manuscript zu und rief: Nun wollen wir's gut sein lassen, nun wollen wir trinken, nun nur keine Umstände, aber Sie müssen

auch rauchen, warum rauchen Sie nicht? Er sprang auf, zündete einen großen Bogen Papier, den er nur eben zusammen gedreht hatte, an, so daß ein großes Feuer aufflammte und hielt dieses auf die Pfeife, die er den Fremden nöthigte zu nehmen. Und nun ging's zu allerlei thörlichen Streichen über. So z. B. wollte er den Herrn Baron, als derselbe aufgestanden war, auf den Nacken nehmen, um ihn reiten zu lassen. Er liebte es nämlich wohl, wenn er recht ausgelassen war, solch Kinderspiel mit einem oder dem andern seiner Bekannten zu treiben.

Dem Fremden, welcher eine große Verehrung unsers Dichter-Genies mitgebracht zu haben schien, wurde es doch endlich zu viel und er empfahl sich mit sehr verlegenem Gesichte.

Bald darauf, als der Barbarossa beendigt war, hatte Grabbe eines Nachmittags eine große Gesellschaft solcher Herren aus der Stadt, die sich für Literatur interessirten, Lehrer, Räthe, Doctoren nebst seinen Jüngern Verehrern zu sich zum Kaffee geladen, um ihnen das Stück vorzulesen. Als die Gesellschaft sich versammelt und bereits im Zimmer umher gesetzt hatte, nahm er seinen Stuhl dem Sopha gegenüber an einem runden Tische und machte mit der Vorlesung den Anfang. Wie er nun ein Paar Zeilen vorgetragen hatte, brach er erst ab, indem er sich eine ziemliche Portion

Rum zu seinem Kaffee goß und diesen anfing auszuschlürfen.

Grabbe, Grabbe, Sie machen's zu stark! rief ihm einer seiner ältern Bekannten zu.

Nein, wahrhaftig nicht; dies muß ich noch trinken, ich weiß am besten, was ich vertragen kann. Und so fuhr er wieder fort, mit Pathos zu lesen.

Mittlerweile trat noch ein Gast herein, da sprang er auf mit den Worten: Sieh, da kommt die schwarze Seele fürwahr auch noch! Er schenkte ihm eine Tasse ein und hielt ihm diese entgegen, indem er rief: Geschwind, hier nehmen Sie! Wollen Sie auch Rum dazu? Seien Sie nicht blöde!

Nachdem er dann wieder eine Weile gelesen, versetzte er: „Aber um Gotteswillen, was ist es hier heiß! Sie erlauben, meine Herren, daß ich erst meinen Rock ausziehe." Und in der That, er zog seinen Rock aus und saß da in Hemdärmeln.

So machte er allerlei Seitensprünge bei seiner Vorlesung. Nach einer Weile ging er in die Kammer und holte lachend sein großes corpus juris hervor.

Nun, was soll daraus werden? fragte man.

Dem will ich den gehörigen Platz anweisen, und er legte dasselbe auf seinen Stuhl und setzte sich recht behaglich darauf zurecht.

Bald fragte er weiter: O, es ist wohl tolles Zeug? Nein, sagen Sie, langweilt's auch?

Erlauben Sie, daß ich erst einmal trinke. Und dann wieder setzte er seine Mütze auf, indem er hinzufügte: Meine Mütze muß ich aufsetzen; sehen Sie, Herr Rath, es ist nur des Lichtes wegen. Als endlich die Vorlesung beendigt war und man auf ihn zuging und ihn beglückwünschte und diese oder jene Scene als wohlgelungen hervorhob und sich für die Vorlesung bedankte, versetzte er lachend: es ist mir lieb, wenn's Ihnen gefallen hat; übrigens den maliziösen Zweck habe ich doch erreicht, ich habe beim Vorlesen die Fehler corrigirt, welche der Abschreiber gemacht hatte!!

Ferner noch ein Zug! Grabbe hatte im Winter $18^{29}/_{30}$ auf einer Schlittenpartie einen Arm zerbrochen und ließ sich in der Wohnung seiner Eltern auf dem Zuchthofe, wohin er so lange gezogen war, wieder heilen. Hier erhielt er von seinen Bekannten, und unter ihnen auch von mir, oftmals Besuche. Als ich eines Abends bei ihm war, erlebte ich einen seltsamen Auftritt. Ich saß nämlich mit einem andern Bekannten und Grabbe in der Familienstube an einem großen altmodigen runden Tische neben dem Ofen, welcher letztere wie ein großes Vorgebirge in die weite gewölbeartige Stube hereinragte. Hinter uns standen zwei große Gardinenbetten, deren weiße Kissen hoch aufgethürmt waren und zur Seite erblickte man Sorgestühle, Koffer und Kasten, wie es in einem Bürgerhause zu sein pflegt. Wir tranken Thee, den uns die

Mutter Grabbe's einschenkte, und unterhielten uns von diesem und jenem; manche muntere Anekdote wurde erzählt. Während wir so saßen, fiel es Grabbe ein, ob wir nicht eine Cigarre rauchen wollten, und indem er ein Bund hervorzog, präsentirte er uns davon. Mein Bekannter neben mir dankte und versetzte, um Grabbe zu necken: Ach, ich weiß schon, Du siehst es doch nicht gern, wenn wir eine nehmen; darum hast Du so lange gewartet. Da nun nahm Grabbe das ganze Bund und zerrieb es so auf dem Tische, daß alle Cigarren verdorben wurden. Sieh, wenn Du das meinst!! Das wußte ich, sagte mein Nachbar und fing laut an zu lachen, und darauf schämte sich Grabbe.—

Als dies vorgegangen war, sprang die Katze der Madame Grabbe auf unsern Tisch und nahm sich die Freiheit, mit ihrem rothen Zümgelchen die Milchkanne zu belecken. Kaum hatte Grabbe dies gesehen, so langte er in seiner Aufregung nach seinem Dintenfasse, das auf dem Tische stand und schüttete es auf die Katze aus, so daß diese einen ziemlichen Theil davon wirklich auf ihren Pelz bekam und nun ein großes Unglück anrichtete: denn sie hüpfte fort auf die Betten und machte auf denselben an mehreren Stellen große schwarze Flecken. Grabbe's Mutter wurde im hohen Grade erzürnt, sprang herbei, um noch größeres Unglück zu verhüten und konnte sich nicht enthalten, ihren Unmuth in einigen derben Ausdrücken gegen ihren

Sohn Luft zu machen. Wat fint dat för Narenstrunche, rief sie in ihrem plattdeutschen Dialekte, diu bist en gans unkläuken Jungen.

Er ließ sich übrigens nicht verblüffen: Och wat, sagte er, — lick — — ek kann er nich vör! diu aule Katte, Katte, Katte, drink äust mol! Hierbei rührte er seiner Mutter eine Tasse Thee mit Zucker und Rum zurecht und darauf mußte sie denn natürlich ihrem verzogenen Sohne wieder vergeben. —

Und zuletzt geben wir, freilich in der Zeit etwas vorgreifend, noch eine charakteristische Scene aus dem Jahre 1831.

Als nämlich das Lippische Bataillon nach Luxemburg marschiren sollte, hatten sich zwei junge Juristen, seine Bekannten, zu Offizieren gemeldet und mußten beeidigt werden. Sie kamen des Morgens gegen elf Uhr auf Grabbe's Stube und trafen ihn am Arbeitstische in der Unterhose und einem cattunenen rothgestreiften Camisol, ein Glas Rum, seiner Gewohnheit gemäß, neben sich. So wie er sie eintreten sah, sprang er auf. Sui, sui, sagte er, verbeugte sich verlegen und indem er R. die Hand auf die Schulter legte, fuhr er fort: „Wi jui schweren!" Emil, trink erst einmal, daß Du Courage kriegst, fügte er hinzu und wandte sich wieder zu seinem Tisch. De Duiwel is lause, ek kann' er nich vör. Da, wollt ihr ein bischen, thuts nur, es bekommt gut. Dabei machte er ein finsteres

Gesicht, um zu imponiren und sie zum Trinken zu zwingen, durch die Furcht, ihm zu mißfallen.

No, wenn ihr nicht wollt, da wollen wir's kurz machen. Ich muß mich aber erst wohl ein bischen anziehen. Wartet mal, nehmt's nicht übel, und damit begab er sich in seine Kammer, die neben seiner Stube gelegen war. Bald kam er wieder zurück, aber in einem sonderbaren Costüme. Ueber seine weiße Unterhose hatte er nichts andres angezogen, als ein Paar schwarzseidene Strümpfe, die ihm über die Kniee reichten und über seine rothgestreifte Nachtjacke hatte er einen schwarzen Frack angethan. Dabei hatte er um den nackten Hals eine schwarze Kravatte nachlässig umgeschnallt und an den Füßen hatte er Pantoffeln.

Die Drei fingen an zu lachen, als Grabbe so hereintrat, die Kriegsartikel und die Landesverordnung aufgeschlagen in der Hand, nach denen jene beeidigt werden sollten.

Grabbe schnitt ein ernsthaftes Gesicht: Der Eid ist eine feierliche Handlung, denkt an Gott — Emil, denk' an Gott.

Damit stellte er sich an den Tisch, ließ die Beiden vortreten und fing nun an, die Kriegsartikel vorzulesen mit einer hohen imposanten Stimme, wie er Alles las. Er blickte indessen immer über das Buch weg und bemerkte, daß M. noch eine lächerliche Miene zog. Emil, unterbrach er sich da im Lesen, was

lachst Du? Ihr müßt nach meinen Unterhosen nicht sehen, oder ich will mich anders stellen. Dabei machte er sich so klein, daß jene nicht mehr zu sehen war und fuhr wieder fort zu lesen und ernsthaft sein Haupt zu erheben.

Bald aber verlor er alle Geduld. Ach, brach er plötzlich ab, et eis olle dum Tuig! Ihr werdet ja wohl wissen, was darin steht, oder Ihr könnt's selber lesen. Was soll ich Euch das Alles vorpredigen. Nun nur schnell die Hand auf, Emil, schwatz' nicht mehr. Ich gelobe und schwöre — sprecht mir nach. — So, nun seid Ihr fertig. Nun müßt Ihr aber erst trinken, eher kommt Ihr nicht weg. K., der K. ist so edel, der trinkt keinen Rum. — K. nun thuen Sie mir den Gefallen, dies einzige Mal.

13.

In dieses Treiben Grabbe's, — und wir kehren jetzt wieder zum geschichtlichen Gange zurück, fiel im Herbst 1829 eine Leidenschaft, welche wir nicht übergehen dürfen, nämlich die Liebe zum Fräulein Klostermeier, Tochter des Archivraths Klostermeier.

Er hatte dieselbe zuerst kennen gelernt im Jahre 1828, wo ihn Dienstgeschäfte ins Klostermeiersche Haus führten, indem die Hinterlassenschaft seines Vorgängers, des Auditeurs Rottberg, eines Anverwandten Kloster-

meiers, bei letzteren aufbewahrt war; denn früher war er ihrem Hause, wie wir gesehen, eigentlich fern geblieben, wenn der Archivrath auch von jeher großes Interesse für ihn hegte und dies fortwährend dadurch bewährte, daß er bei dem Vater, den täglich Dienstgeschäfte zu ihm führten, Erkundigungen über ihn einzog.

Uebrigens hatte sich bei diesen Besuchen wegen der Rottberg'schen Angelegenheiten keine größere Annäherung zwischen Grabbe und Fräulein Klostermeier gebildet, wenn jener auch allerdings schon dazumal von letzterer angezogen sein mag. Sie war nämlich als einzige Tochter des Vaters Liebling und hatte von ihm eine Art wissenschaftlicher Bildung, die etwas an Gelehrsamkeit gränzte, empfangen, indem er sie zu seinen archivalischen Beschäftigungen hinzugezogen hatte; sie kannte das Lippische Archiv durch und durch und wußte die ganze Schrift ihres Vaters: „Wo Hermann den Varus schlug," auswendig. Sie hegte deshalb für Leute, die der Literatur lebten, eine besondere Vorliebe, ja sie hatte schon einige sehr annehmliche Parthien ausgeschlagen, weil sie nur an der Hand eines Literaten glücklich sein zu können glaubte, und mochte somit gegen Grabbe, der bereits angefangen, als Schriftsteller zu glänzen, ihre Anerkennung in freundlicher Zuvorkommenheit gezeigt haben. Ueberdies waren ihre Reize allerdings im Stande, Eindruck zu machen.

Sie hatte nämlich, ungeachtet sie nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stand — wenigstens war sie fünf Jahr älter als er, — blendende körperliche Vorzüge, ein schönes Auge und einen üppigen Wuchs, und besaß eine Klugheit und Beredtsamkeit, welche allerdings bezaubern konnte, zumal wenn das Herrschsüchtige und Männliche ihres Wesens sich bei ihr in zärtlichen Schmeichelton verlor, oder derjenige, welcher ihr gegenüber stand, doch gerade kein Auge für jenes hatte.

Nähere Beziehungen knüpften sich erst im Sommer 1829. Hier war nämlich der Archivrath Klostermeier gestorben und hatte es nach diesem Trauerfalle für die hinterbliebene Wittwe und Tochter manche Angelegenheit zu reguliren, manche Schritte wegen einer Pension u. s. w. zu thun gegeben. Indem man sich hiermit an Grabbe gewandt, der sich den Geschäften auf's eifrigste unterzogen und dadurch häufig Veranlassung hatte, das Klostermeiersche Haus wieder zu besuchen, war das Benehmen der Familie Klostermeier, bei der sich in das Interesse für Grabbe als Literaten jetzt das Dankgefühl gemischt hatte, natürlich noch zuvorkommender geworden. Wenn er z. B. des Abends bei der Archiväthin und deren Tochter auf dem Sopha beim Thee gesessen, hatten für ihn alle möglichen Bücher und Zeitschriften, welche zu seiner Unterhaltung aufzutreiben gewesen, zurecht gelegen; es hatte die Tochter alle möglichen Materien heranzu-

ziehen gewußt, um seinen Geist lebhaft anzusprechen. Das hatte Grabbe für den Ausdruck der innigsten Zuneigung aufgenommen, und so war jetzt sein Herz um so mehr von Liebe entzündet, als er sich wie der Beschützer der kleinen Familie glücklich fühlte, und sich bei seiner sonst so unbefriedigten und unseligen Stimmung durch das warme Gefühl, welches ihm entgegen flog, gehoben meinte.

Rasch im Entschluß, zögerte Grabbe auch nicht lange, seinem Gefühle Ausdruck zu verleihen und bei der Frau Archivräthin Klostermeier förmlich um die Hand der Tochter anzuhalten. Hier kam indessen der Antrag sehr unerwartet, denn wenn gleich Fräulein Klostermeier sich lebhaft für Grabbe wegen seiner geistigen Eigenschaften interessirte und ihm wegen seiner Bemühung um ihre Familie dankbar verpflichtet war, so hatte sie doch an eine eheliche Verbindung wohl nicht gedacht. Der Umstand, daß Grabbe's Vater noch lebte, welcher in einer ganz untergeordneten Stellung früher in ihrem Hause ein- und ausgegangen, war vor allen Dingen ein unübersteigliches Hinderniß. Grabbe erhielt deshalb eine ausweichende Antwort und wurde auf schonende Weise auf die obwaltenden Verhältnisse aufmerksam gemacht, welche eine eheliche Verbindung unmöglich machten. Das entflammte seine Liebe nur noch mehr, alles, was ihm Widerstand entgegensetzte, reizte ihn doppelt, da schwoll der Strom

über die Ufer, um Wälder, Häuser und Brücken mit Gewalt zusammenzubrechen und in dem Ungestüm der Wellen fortzuwälzen. Er ließ also nicht ab, von Neuem seine Wünsche dem Fräulein Klostermeier vorzustellen, und wenn er da kam, da maß er ihr bald in seiner reizbaren Phantasie die göttlichsten Eigenschaften bei, schwelgte in ihrer Verherrlichung und betheuerte, daß er ohne sie nicht glücklich sein könne; bald glaubte er den Grund der Weigerung darin zu erkennen, daß er verläumdet sei, daß man gesagt habe, er trinke und er schwur hoch und heilig, er trinke nicht mehr als Andere; bald hatte er Pistolen mitgebracht und drohte, sich und seine Geliebte todt zu schießen, wenn sie sich nicht in seine Wünsche ergebe. Es lag eine wahre Angst auf ihm. Einmal saß er in einem Neben-Gemach neben Fräulein Klostermeier auf dem Sopha, während die Mutter sich in der Stube befand, hatte den Arm hinter jener her auf die Sophalehne gelegt und bat wieder flehentlichst und rührend, und mittlerweile glitt seine Hand auf die Schulter seiner Geliebten. Da überkam es ihn plötzlich wie mit Wahnsinn, sein Auge glühte fieberhaft und indem er rief: Sie müssen und sollen mein werden! ergriff er sie am Halse, als wollte er ihr Gewalt anthun, so daß sie laut aufschreiend aufsprang und das Aergste befürchtete.

Diese Aufregung währte jedesmal eine lange Weile, bis er sich ausgetobt hatte und erschöpft in sich zu-

sammensank, wo er dann, fast wehmüthig, eingestand, daß er sie nicht mehr quälen dürfe, daß er einen unglückseligen Charakter habe, der nicht geeignet sei, ein weibliches Wesen glücklich zu machen, wo er versprach, abzustehen, und nur noch darum bat, Mitleid mit ihm zu haben und ihm ihre Achtung nicht zu entziehen. Das dauerte Monate so fort, bis plötzlich das Verhältniß auf seltsame Weise abbrach. Eines Morgens hatte er sie nämlich wieder leidenschaftlich um ihr Jawort bestürmt, und nachdem sie, zwar weinend und Freundschaft betheuernd, aber doch bestimmt, ihre abschlägliche Erklärung wiederholt hatte, war er in größter Aufregung von ihr gegangen, so daß sie befürchtete, er könne sich ein Leids anthun. Von Angst getrieben, war sie des Nachmittags zu einer Freundin gegangen, um ihr Herz auszuschütten und Rath zu holen, was sie zu thun habe. Während sie hier nun fast außer sich weint und klagt, steigt Grabbe mit seinem Freunde P. vor dem benachbarten Gasthause ganz heiter in den Wagen, lacht, spottet, reißt Witze und fährt zu einer vergnügten Spazierfahrt von dannen. Seit dieser Zeit kam er nicht wieder. —

14.

Die Folge von dieser Gemüthswallung war, daß er sich nur noch mehr in ein regelloses Leben stürzte,

wodurch sich sein excentrisches Wesen vermehrte. Uebrigens war er in seinen dichterischen Arbeiten sehr fleißig, wie er denn auch — merkwürdig genug — während der Stürme seiner Leidenschaft sehr fleißig an seinen Poesieen gearbeitet hatte. Das Drama Heinrich VI., an welchem er beschäftigt war, wurde im December 1829 fertig, wo er es hier seinen Freunden vorlas, so daß es 1830 in Frankfurt gedruckt werden konnte; ein Stück, das unübertreffliche Schönheiten hat, sowohl was Zartheit und Rührung, als auch, was Kraft, Stolz und historischen Blick betrifft. Es ist oft eine Sprache darin wie mit Gewittern. —

Als er dasselbe beendigt hatte, dauerte es nicht lange, so machte er sich an die Vorbereitung und Ausarbeitung seines Drama's „Napoleon oder die hundert Tage", mit welchem Gegenstande er sich schon viel getragen hatte. Er war nämlich ein großer Verehrer Napoleon's, und wie sollte es ihn nicht reizen, diese weltbewegte Epoche, die kaum ihres Gleichen in der Geschichte hat, im Gedichte zu versinnlichen und zu verherrlichen!

15.

Während Grabbe am Napoleon schrieb, spann sich wieder eine andere Leidenschaft an und zwar zu einer Bürgerstochter, der Henriette M. — aus Det-

mold, die in Rücksicht auf die Wendung, die sie nahm und die Wirkung, die sie auf ihn ausübte, sehr interessant ist.

Sie entspann sich in folgender Art.

Im Frühjahr 1830 pflegten einige junge Leute bei dem Kaufmann H. gleichwie in einer Conditorei des Morgens vorzusprechen und veranlaßten Grabbe, mit ihnen zu gehen. Während dann in der Wohnstube die Tagesneuigkeiten verhandelt wurden und das Gespräch sich flüchtig auf Dies und Jenes wandte, kam die Henriette M., die Schwiegerin des Kaufmanns H., wenn sie in der Küche nicht beschäftigt war, bisweilen herein, zog sich verschämt in den hintern Theil des Zimmers zu ihrer Schwester zurück, flüsterte mit dieser und nahm dann in der Nähe des Ofens ihr Strickzeug und verwahrte die Kinder, welche spielten. Hier sah sie Grabbe und sie machte entschiedenen Eindruck auf ihn. Sie war nämlich sehr schön, auf ihren Wangen blühte die Frische der Jugend, ihr Wuchs war kurz, aber ihre Taille zierlich und aus jeder Bewegung ihrer vollen Glieder strahlte Gesundheit und natürliche Anmuth, aus ihren dunkeln Augen sprach viel Gluth und Leidenschaft, und wenn nun zufällig das kleine Kind in harmloser Unschuld sich das Röckchen über den Kopf zusammenzog, da übergoß die Schaam ihr ganzes Gesicht mit einem so schönen Roth und sie wehrte der Kleinen so besorgt und so bürgerlich sittlich,

daß man fast gerührt davon werden mochte. Er ließ freilich anfangs seine Neigung eben nicht durchblicken, wenigstens wandte er sich selten mit irgend einer artigen Anrede an Henriette, vielmehr that er oft, als ob sie gar nicht anwesend wäre, und wurde in seiner Unterhaltung oft so cynisch, daß ihr Gesicht mit Purpur überzogen wurde. Das war so seine Natur. Er war anfangs einem schönen Mädchen gegenüber fast immer verlegen, seine Gefühle zogen sich da in ihn zurück und seine Zärtlichkeit konnte nicht in Fluß kommen und sich nicht in leichten Wendungen bewegen, dem hierüber entstandenen empfindlichen und gepreßten Gefühle suchte dann der Stolz, der sich in ihm rege machte, durch Witz und Spötterei ein Gegengewicht zu geben, die über jedes Bedenken hinwegsetzten, ob auch ein fremdes feines Gefühl verletzt werden könnte; er vergaß sich in blinder Genialitätssucht und verletzte, was er gewinnen wollte. Aber, nachdem er erst die nähere Bekanntschaft gemacht, sich an's H.'sche Haus gewöhnt und manche Abende dort zugebracht hatte, gewann er allmälig Worte für seine wachsende Zuneigung und ergoß sich nun gegen die Henriette nicht selten in den leidenschaftlichsten und heiligsten Betheuerungen, durch seine Sprache funkelten die Rubinen der schönsten Poesie — denn an Beredtsamkeit fehlte es ihm nicht, wenn er im Fluß war. Darüber wurde die Henriette, wenn sie auch anfangs nicht für ihn

eingenommen sein mochte, doch für ihn gewonnen, vielleicht mochte das schmeichelhafte Gefühl, daß eine solche literarische Größe sich um sie bewerbe, zu der Zuneigung für ihn wesentlich mitwirken, und so war ein inniges Liebesverhältniß geschlossen.

Im Frühjahr 1831 machte Grabbe seine Verlobung bekannt und schien nun anfangs dies Verhältniß sich wirklich recht glücklich gestalten zu wollen, wenigstens ergaben sich Grabbe's Freunde und Bekannte der Hoffnung, daß dasselbe den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausüben und ihn zur häuslichen Ordnung und dadurch zum Frieden in sich zurückbringen werde.

Indessen fing die Braut doch nach und nach an, viele Schwächen an ihm zu bemerken. Sie vermißte alle die kleinen Aufmerksamkeiten, welche dem weiblichen Herzen so theuer sind und glaubte diesen Mangel einer gewissen Gleichgültigkeit beimessen zu müssen. Sie vermißte auch dies stille, dauernde Seelenfeuer, welches erquickt und erwärmt. Darüber fühlte sie sich um so unglücklicher, als ihr jene feinere Erziehung abging, der es eigenthümlich ist, die geistige Höhe an Andern mehr zu würdigen und von den sich zeigenden Mängeln zu sondern und deshalb gegen letztere mehr Nachsicht und Versöhnlichkeit zu hegen. — Die Braut machte ihm also dringende Vorstellungen und gerieth nicht selten in einen gereizten Ton, um so mehr, da ihr Grabbe häufig das Widerspiel hielt. Denn wenn

er auch zugegeben hatte, daß er sein Leben ändern müsse, so glaubte er doch bald die Umwandlung, welche er sich vorgenommen, auch schon ausgeführt zu haben und gestand sich das Zuwiderhandeln gegen seinen Vorsatz nicht ein. Zudem regte sich in ihm nicht selten das stolze Bewußtsein, daß ein Mann wie er, ein Genie, sich an die Kleinlichkeiten des bürgerlichen Lebens nicht zu binden brauche. Es kam darüber oftmals zu offnen Zwistigkeiten und eines Abends ereiferten sich die jungen Brautleute derartig, daß sie sich ihr Jawort gegenseitig zurückgaben.

Darauf ging Grabbe freilich in sich; er lenkte wieder bei ihr ein, nahte sich ihr wieder mit der herzlichsten Reue und bestürmte sie wieder mit den rührendsten Bitten, wie er denn immer nach einem Mißverständnisse gern den versöhnenden Ton anstimmte, er konnte es nicht gut haben, daß Jemand ihm böse war; und darüber ward wieder eine Versöhnung herbeigeführt. Allein bald kamen neue Mißhelligkeiten, welche die Braut auf's Neue gegen Grabbe einnahmen. Eines Abends ging er nämlich mit ihr spazieren; als sie am Schloßplatz vorbeikamen, deutete er schon von ferne dem Posten an, er solle nicht das Gewehr anziehen. Das war der Braut sehr entgegen, indem sie darin wieder seine Formlosigkeit zu erkennen glaubte, vielleicht auch eine Geringschätzung gegen sie darin vermuthete, und sie fragte ihn in etwas unwilligem

Tone: Warum ließest du den Posten nicht anschlagen? Grabbe fühlte den Vorwurf und antwortete etwas barsch: Ach, mische dich nicht in meine Angelegenheiten! Es entstand eine Stille und in empfindlicher Stimmung ging die Braut an seiner Seite weiter.

Darauf kamen sie am Schloßgraben vorbei, und Grabbe, der das Schweigen brechen mochte, verwickelte sich hier, wie es bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit war, aus Verlegenheit und übler Laune in allerlei wirblichte Reden. So sagte er unter Anderm: Hör' mal, was würdest du wohl thun, wenn ich in's Wasser spränge? soll ich einmal hineinspringen? Das verletzte ihre Gefühle ganz und gar, und somit erklärte sie, als sie heimkehrte, gegen ihre Hausgenossen bestimmt, aus ihrer Heirath könne nichts werden. Am Abend des folgenden Tages war es denn auch nur eine Kleinigkeit, was wieder eine Katastrophe hervorbrachte. Hier beschwerte sich nämlich Grabbe darüber, daß sie ein kostbares Tuch, welches er ihr geschenkt, noch niemals umgethan habe, und bat inständigst, sie möge am folgenden Tage, wo sie wieder zusammen ausgehen wollten, sich damit bekleiden. Sie schlug es ihm rund ab und antwortete überhaupt sehr kurz. Er bestand heftiger auf seinem Verlangen, sie setzte ihm desto heftigeren Widerspruch entgegen, ein Vorwurf holte den andern, und dabei gerieth sie so in Zorn, daß sie am Ende zur Stubenthür griff und davon lief.

Am andern Tage erfuhr Grabbe, daß Henriette nach Stolzenau zu ihren Verwandten abgereist sei und alle Bande als aufgelöst betrachte. War er nun schon bei dem vorigen flüchtigen Zwiste in sich gegangen, so war er jetzt bei so auffallender Wendung der Dinge außerordentlich betroffen. Er fühlte das Bewußtsein seiner Schuld. Schaam und Reue stürzten auf ihn zu. Den Gedanken, aufgegeben zu sein, konnte er nicht aushalten. Um jeden Preis war es deshalb sein Bestreben, wieder mit Henriette anzuknüpfen und ihre Abneigung gegen sich zu besiegen, und da verfiel er auf die verzweifeltsten Dinge. Zuerst schrieb er einen Brief über den andern an sie, worin er sie mit den leidenschaftlichsten Ausdrücken beschwor, ihn nicht zu ruiniren, indem ein solcher Bruch ihn vernichte und er elend darniederliege zum Sterben, er rief ihr in's Gedächtniß, wie sie unter Küssen und Herzen das Ja gegeben und ihm bei ihrem ersten Bruche geschworen, ihn nicht wieder ruiniren zu wollen, ob denn nichts sie mehr rühren könne.

Als die Briefe unbeantwortet blieben, setzte er an den Schwager der Henriette ein langes Memoire auf, in welchem er den ganzen Stand seines Verhältnisses entwickelte, und sich rein von aller Schuld darstellte, zugleich auch den Herrn H. aufforderte, eine Vereinigung mit seiner Braut zu vermitteln und endlich

die Androhung aussprach, daß sonst das Aeußerste geschehen und sein Blut über ihn und Henriette kommen werde.

Ich habe das Memoire gelesen, es ist ein merkwürdiges Document einer an sich irre gewordenen und zerrissenen Seele, das bald Mitleid, bald Grauen erweckt, und deshalb nicht gut wiederzugeben ist.

Eines Abends will man ihn spät vor dem H.'schen Hause haben auf- und abgehen sehen wie mit verzweiflungsvollen Entschlüssen beschäftigt — und es würde in der That zu irgend einer excentrischen Handlung gekommen seyn, wenn nicht sein Jugendfreund Petri, der in's Vertrauen gezogen war, ihm versprochen hätte, sich in's Mittel schlagen zu wollen.

Aus den Briefen, welche er bei dieser Gelegenheit schrieb, erlaube ich mir folgende charakteristische Stellen herzusetzen:

Von Stunde zu Stunde, in eigenen und fremden Arbeiten nachlässiger, oder (wie ich es jetzt thue), im Fleiße Erholung suchend, aber ohne anderen Zweck, als sich selbst zu vergessen und nachher ein wo möglich triviales Gespräch (das Sprechen ist aber auch schon im Absterben) bei einem Glase Biers, einer Cigarre oder einer Quote Wein wünschend. Vieles lesend und studirend, selbst die Poesie in Regung fühlend, aber ohne zu wissen, wozu und wohin — — jede Stunde auf's Krankenbett oder in Wahnsinn stürzen könnend, wohl etwas verdienend, aber wo nicht die Noth drückt, kaum

es einfordernd — Alles und sich selbst verachtend — et sequentia ist keine gute Zukunftsaussicht. — — — —

Du bist mir im Grunde immer gut gewesen, ich Dir auch. Du stehst an Benehmen und Einsicht über mir — darum sprech' ich mich vor Dir aus, wie vor einem Kriegsrath. Ich spreche leider zu viel von dem, was mich drückt, bei Dir aber mit Grunde. — — — Ich glaube so viel werth zu sein und daß das Leben so viel werth sein kann, jeden Hoffnungsstern festzuhalten. Du sprichst von dergleichen dunkel. Gut, ich will mit Dir reden. Aber glaub' mir, schließe ich, oder schließt sich das nicht bald, so müßt' ich mich selbst verachten und das führte, noch schlimmer, einige Jahre später zum selben Ziel. —

Außer daß ich dieses an Dich schreibe, habe ich ja nichts mehr auf der weiten Erde. Du hast in Deinem Briefe noch einige Hoffnung geäußert, die Katastrophe zu wenden. Mein Charakter läßt mich nicht verzagen, so lange ich versuchen kann. Darum schreibe ich dies noch. —

Während der von Petri eingeleiteten Verhandlung mit Henriette wurde Grabbe wenigstens Zeit gegeben zu einer ruhigern Auffassung seiner Lage zu gelangen. Uebrigens als jene, um nun endlich ganz abzubrechen, geschrieben hatte, daß sie sich in Stolzenau anderweit verlobt habe und Petri bei Grabbe auf die Stube trat, um ihm diese Nachricht mündlich mitzutheilen, war

dieser noch so sehr in Bewegung, daß er jenem erschreckt entgegenrief: Ums Himmelswillen, ich seh's Dir an, das Schlimmste ist geschehen, sprich aber nicht davon, nur nicht mündlich, das würde mich umbringen. Erst auf einer längeren Reise, die er hierauf antrat und zwar an den Rhein, Strasburg u. s. w., gewann er Erholung, wenn auch nicht den Frieden.

16.

Vielleicht fragt Mancher: konnte ihn denn nicht der große Geist der politischen Umwälzung von 1830 wieder beseelen? Konnte er nicht hierin wieder seine Kraft und seinen Frieden finden? Es giebt nämlich Manche, welche die Politik für eine Panacee bei allen Leiden halten.

Freilich hatte auch er die Juli-Tage mit Jubel und Enthusiasmus aufgenommen und mit Freuden Louis Philipp begrüßt, von dem er merkwürdig genug schon im Frühjahr 1830 in seinem Drama Napoleon niedergeschrieben hatte: „Orleans einst König!" er hatte mit gespannter Erwartung den überraschenden Neuigkeiten zugehört, die sich täglich drängten, hatte mitgeschwärmt und die Marseillaise mitgesungen. Indessen war sein Enthusiasmus doch bald verschwunden, wie er denn immer sehr leicht etwas überdrüssig wurde und sich nicht gern mit dem Strome fortreißen ließ; deshalb behandelte er zu dieser Periode (1831)

den politischen Aufschwung meistentheils nur spöttisch. So erging er sich, als es sich um die polnische Sache handelte, nicht selten in schlechten Witzen und sagte z. B.: beim Sturm von Warschau sind zehn Millionen geblieben, die Flöhe nämlich mitgerechnet. Ein ander Mal schrieb er in einem Billet: die Hohenstaufen setz' ich nicht fort, sie sind zu klein für die Zeit und auch unsere Zeit ist mehr toll, als groß.

Ueber Heine und Börne, die damals wegen ihrer politischen Schriften den täglichen Stoff zur Unterhaltung lieferten, urtheilte er oftmals sehr bitter und wegwerfend, wozu allerdings wohl die für ihn ärgerliche Wahrnehmung beigetragen haben mag, daß dieselben mit weit weniger Aufwand von Kräften, nämlich mit einigen leicht hingeworfnen Tagsbesprechungen und Skizzen, einen ungleich höheren literarischen Ruhm als er davon trugen.

Und so dämmerte er denn im Ganzen fried- und freudlos in seiner gewohnten Weise fort, nur daß ihm eine aufs Neue wieder angeknüpfte Verbindung mit seiner frühern Geliebten, dem Fräulein Klostermeier, bisweilen einige freundliche Stunden brachte.

Diese Verbindung hatte sich nämlich in folgender Weise erneuert. Fräulein Klostermeier war von der Zeit her, wo der Vater des Dichters Freiligrath als Unterlehrer am Gymnasium zu Detmold stand, mit dessen Familie sehr befreundet, und hatte im Sommer

1831 vom jungen Dichter, der dazumal noch im Mindner Sonntagsblatte seine Löwenmenagerie ausstellte und sich ein größeres Feld für seine literarische Thätigkeit wünschte, mehrere Gedichte, unter andern einen Traum von Conradin und Friedrich von Oestreich zugesandt erhalten, um sie Grabbe vorzulegen und dessen Empfehlung für einen größern literarischen Markt zu vermitteln. Sie hatte dieselben bei Uebersendung an Grabbe mit einem um so verbindlichern Schreiben begleitet, da sie inmittelst ihre Mutter durch den Tod verloren und sich nun in ihrem Hause, welches sie allein bewohnte, etwas einsam fühlen mochte. Grabbe war dadurch gewonnen, und hatte das ihm gewordene Vertrauen dadurch erwiedert, daß er seiner Freundin ein von ihm verfaßtes Gedicht, Barbarossa, welches so recht seine damalige verzweiflungsvolle Weltansicht aussprach, mittheilte. Seine persönliche Aufwartung war bald darauf gefolgt, freilich in dieser Zeit in einer unbefangenern und gemäßigteren Stimmung, als bei seinen früheren Besuchen.

Welche Meinung er übrigens von Freiligrath hegte, möchte aus dem Inhalt der von ihm geschriebenen Billets genug erhellen. Er schrieb:

13. Juli 1831.

„Wie Menschen verschieden sind, zeigt das tolle Ding von Barbarossa, welches ich von meiner Hand beilege. Es entstand, als ich Freiligrath's Traum von

Conradin und Friedrich von Oesterreich las. Was geht uns jetzt Conradins des Secundaners Ermordung an? Freiligrath ist noch aus der Matthisonschen Schule. — Ueberflügelt uns vielleicht bald, denn er ist jünger. —

17. Sept. 1831.

— — — Freiligrath ist wirklich ein guter Junge. Phrasen macht er aber auch, er schreibt seine Briefe erst in Concept.

Oftmals saß Grabbe wieder bei Fräulein Klostermeier des Abends beim Thee, wo der Tisch mit Journalen und Büchern bedeckt war und von den Briefen des Verstorbenen und von dem Dr. Klemm, von der Varusschlacht und dem Lippischen Archiv gesprochen wurde, und vergaß er hier allerdings unter der redseligen Unterhaltung seiner Freundin die mancherlei Bedrängnisse des Daseins.

17.

Eine neue Wendung nahm sein Leben, als er in Folge dieser Besuche und Unterhaltungen sich mit Fräulein Klostermeier verlobte und Ende März 1833 auf feierlicher Hochzeit trauen ließ.

Viele seiner Freunde überließen sich dem Glauben, daß er jetzt endlich den schönen Hafen des Friedens erreicht habe und hier von den Stürmen, in denen er gleich dem fliegenden Holländer auf der hohen

See seines Lebens umher geworfen war, gesichert sei. Es ging auch Anfangs in seinem ganzen Benehmen und Auftreten eine merkliche Veränderung vor, die etwas Gutes weissagen ließ. Er wurde häuslich, sorgfältig in seinem Aeußern und gewann gesellige Form. Es schien, als ob er sich dem Convenienzleben, wie es in gebildeten Kreisen einmal hergebracht ist, anbequemen wollte.

Indeß erwies es sich sehr bald, daß man sich in jenem Glauben nur geirrt hatte; mit der Ehe begannen erst recht die Stürme und Grabbe hatte sehr wahr gesprochen, als er auf der Hochzeit, gleich nachdem er getraut war, in seiner übersprudelnden Laune ausgerufen: „So, da haben wir nun das Unglück!"

Es drang schon bald in's größere Publikum, daß beide Gatten sich wechselseitig in einander geirrt hätten und jeder Tag neue Verstimmungen und Mißverständnisse brächte. Da erzählte man sich, die Frau Auditeurin mache häufig einsame Spatziergänge, auf denen sie zugleich die Gräber von Vater und Mutter besuche und habe verweinte Augen und ringe mitunter die Hände, als ob sie den tiefsten Kummer habe. Eines Tages sei sie auf einem solchen Spatziergange von einer Freundin angetroffen und dieser um den Hals gefallen mit den betrübten Worten: „Ihr Ehemann bekümmere sich auch gar nicht um sie, heute sei ihr Geburtstag und jener habe auch nicht die ge-

ringste Notiz davon genommen." Ferner erzählte man, Grabbe sei eines Abends gegen elf Uhr aus dem Wirthshause heimgekehrt, begleitet von einigen Freunden und habe, da er das Haus verschlossen gefunden, über eine halbe Stunde gepocht, bis ihm endlich der Schlüssel hinabgeworfen sei, seine Frau habe ihn gleich anfangs wohl vernommen, aber absichtlich so lange warten lassen.

Wo der tiefste und letzte Grund bei ehelichen Zerwürfnissen zu finden sei und auf welchen Theil die meiste Schuld falle, läßt sich in der Regel nicht so leicht bestimmen, obgleich das Publikum in seiner materiellen Auffassung bald mit einem Urtheile bei der Hand zu sein pflegt. Uebrigens wenn wir auch nicht verkennen, daß Grabbe seiner Frau manche Ursache zur Unzufriedenheit gab, wie z. B. mit seiner Ungeduld, die es ihm unmöglich machte, auf die Dauer an häuslichen Unterhaltungen Geschmack zu finden, ferner mit dem wieder hervortretenden Hang, einzelne Leute zu Taback, Bier und Rumthee zu versammeln, wobei es nicht immer gar zu ruhig und sauber herging und dann mit seiner Reizbarkeit, sobald er Vorwürfe hörte oder Intriguen vermuthete — so sind wir doch allerdings wenig geneigt, die Frau Auditeurin so ganz frei zu sprechen. Denn sie brachte zu wenig in Anschlag, daß ihr Gatte trotz aller seiner wunderlichen Nachlässigkeiten und Launen doch sehr lenksam und von den freundlichsten Gesinnungen erfüllt war, wenn

ihm Güte und Nachsicht entgegenkam, sie war auch solchen Berücksichtigungen gar nicht zugänglich, da sie einen zu harten, herrsch= und selbstsüchtigen Charakter besaß, der es nicht zuließ, fremde Persönlichkeiten anzuerkennen oder sich gar in dieselben zu fügen. Sie betrachtete sich als Mittelpunkt von Allem, um sie sollte sich Alles drehn, ihr sollte gehuldigt und geschmeichelt werden, ihr Wille sollte unbedingt gelten. Diese Selbstsucht ging so weit, daß sie nur dann auf die Poesien ihres Mannes Werth legte, wenn sie zu ihrer eigenen Verherrlichung dienen konnten, wenn ihr ein Compliment derentwegen gemacht wurde, und sie sich das Glück vorstellte, die Gattin eines so ausgezeichneten Dichters zu sein. Was nämlich bei ihr nicht die Natur gethan hatte, das hatte doch die Erziehung bewirkt. Sie war der Abgott des Vaters gewesen, der sie verbildet und ihr in den Kopf gesetzt hatte, daß sie eine wahre Perle, ein Wunder von Schönheit und Gelehrsamkeit sei, während sie, was letztere betrifft, sich doch eigentlich auf nichts weiter verstand, als die Registratur im Archiv. Sie lebte denn auch dafür lediglich im Andenken ihres Vaters, dessen Schriften, namentlich: „Wo Hermann den Varus schlug", sie in ihrem engen Gesichtskreise über Alles schätzte, was die glänzendsten Heroen unserer Literatur hervorgebracht haben. Im Ganzen spielte Grabbe die Rolle des Leidenden, der sich gegen Angriffe, namentlich den bei

jeder Gelegenheit hervorspringenden kränkenden Spott zu vertheidigen hatte, was sich auf fast rührende Weise durch ein paar Verse ausspricht, die er einmal im Scherz seiner Frau auf ein Blättchen schrieb, nämlich:

Ach Luzie!
Vor der Eh'
Da waren es süße Träume!
Nun blüh'n die Bäume,
Denkst Geld!
Mein Herz ist eine Welt,
Woraus es ist zu pressen,
Durch Dich verdirbt das Essen.

und ein ander Mal:

O Luzie!
Es war eine bessere Zeit,
Wo Du Dich freutest mich zu erfreuen,
Ich wegwarf das Gesicht des Leuen.
Jetzt Habsucht, kein Hoffen,
Das Grab allein, das steht mir offen.

Häufig wurden schon jetzt die Zerwürfnisse Grabbe's mit seiner Frau derartig, daß Petri dazwischentreten und den Frieden vermitteln mußte.

18.

Freilich hatte Grabbe seine Auditeurgeschäfte schon vor der Ehe ein wenig in Unordnung gebracht, wenn er auch zu Anfang seiner Dienstperiode sehr prompt gewesen war und 1829 noch eine Zulage zu seiner zwar sehr geringen Gage von 16 Thlr. monatlich in

einem artigen Schreiben der Regierung bewilligt erhalten hatte. Theils war seit 1831 eine ungewöhnliche Vermehrung der Arbeiten eingetreten, — in diesem Jahre nämlich hatte der Deutsche Bund für gut befunden, wegen der Unruhen im Luxemburgischen in die Bundesfestung Luxemburg einige von den Bundestruppen zu stellen und dem Bataillon Lippe, sowie den Truppen von Waldeck und Schaumburg-Lippe Marschordre zu ertheilen; jenes war in einem sehr unvollkommenen Zustande gewesen und hatte in kurzer Zeit von Neuem organisirt werden müssen, — theils war Grabbe durch sein dichterisches Schaffen und die spannenden Lebensverhältnisse, von denen wir oben erzählt haben, mehr und mehr daran gewöhnt, sein Amt ziemlich cavalierement zu betreiben.

So führte er nur selten geordnete Acten oder legte er auch nur selten das Zueinandergehörige im Repositorium zusammen, vielmehr lagen die Papiere locker und lose auf Tischen und Stühlen durcheinander, so daß oftmals Stücke davon verloren gingen, z. B. zu Fidibus oder zum Feueranmachen verbraucht wurden. Bisweilen, wenn er ein Protocoll aufnehmen sollte und für den Augenblick keine Geduld hatte, riß er ein weißes Blatt von irgend einem beschriebenen Papier und warf ein paar Worte darauf, um die weitere Ausführung zu gelegener Zeit nachzuholen, die er aber dann nicht selten vergaß. Ueber das Geld,

vornehmlich das Stellvertretungsgeld, was bei ihm deponirt wurde, führte er schwerlich ein Register, vielmehr mußte es sich aus den verschiedenen Acten ergeben; auch schüttete er es lose in eine Schieblade seiner Kommode unter sein eignes Geld und es war ihm sehr gleichgültig, woher er dasjenige nahm, was er zu seinen Ausgaben nöthig hatte. Führte er Untersuchungen, so konnte er außergewöhnlich streng, fast malitiös sein, wenn ihm z. B. der zu Bestrafende eben nicht gefiel, er konnte sich hinaufsteigern zu einer imponirenden Miene, als ob er den Schuldigen mit seinem Blicke durchbohren und zum Geständniß bringen wollte; und ein ander Mal war er über die Gebühr nachsichtig und gern geneigt, einen Soldaten, der wohl Strafe verdient hätte, laufen zu lassen. Oft hatte er sein Vergnügen daran, dem Unteroffizier, der ihm Rapport brachte oder sonst bei ihm zu thun hatte, ein großes Glas Rum einzuschenken und zu sehen, wie es derselbe herunterschüttete. Zierte oder weigerte er sich anfangs, so machte Grabbe ein finsteres bedeutungsvolles Gesicht und freute sich, den Widerstand so zu besiegen.

Bei solchen Mißhelligkeiten in der Ehe, wie oben erzählt sind, mußten aber die Geschäfte bei einem excentrischen Menschen wie Grabbe, vollkommen zerrüttet werden. Es wurden denn auch die Klagen immer lauter, die Betheiligten wandten sich mehr und

mehr beschwerend an die Regierung und von dieser erfolgten Monitorien und nicht selten Verweise. Grabbe wurde durch alles dies in eine höchst peinliche Lage gesetzt, so daß er auf die abenteuerlichsten Versuche kam, sein Schicksal zu wenden. So wünschte er sich im ersten Augenblick weit weg aus allen seinen gegenwärtigen Verhältnissen, indem er sein ganzes Ungemach darauf schob, daß sein Geist an diese kleinlichen Verhältnisse in der kleinen Stadt angekettet sei, wo die kleinen erbärmlichen Menschen ihn nicht zu würdigen wüßten und zwischen ihm und jedem mittelmäßigen Kopfe keinen Unterschied machten. Er gab sich auch alle erdenkliche Mühe, seine Frau für seine Absichten zu gewinnen und bat sie oft flehentlichst: „Bitte, Lucie, sei mein treues gutes Weib, habe mich lieb, Lucie sei gut, sei edel — ziehe mit mir weg — wir wollen nach Frankfurt ziehen, dort kann ich als Schriftsteller weit mehr verdienen als hier, der Auditeur zerreißt mich, ich muß den Dienst aufgeben."

Seine Frau, die übrigens schon ohne von ihm unterrichtet zu sein, die Uebelstände in seiner Geschäftsführung bemerkt und deshalb um so mehr eine Abneigung gegen ihn gewonnen hatte, wollte auf solche Vorschläge nicht eingehen. Darauf faßte er in seiner Verlegenheit den Entschluß dem Fürsten den Wunsch vorzutragen, des Auditeurdienstes entlassen und zum

Officier ernannt zu werden und reichte auch wirklich ein weitläuftiges Gesuch ein.

Zum Theil mag es ihm dabei, trotz aller seiner körperlichen Gebrechlichkeit, mit dem Officier Ernst gewesen sein, er lebte und webte in der Geschichte, hatte in seinen Stücken mehrfach Schlachtenscenen angebracht. Napoleon, den er ja auch zum Gegenstand seiner Poesie gemacht, war sein Idol, er hatte mit letzterm auch in gewisser Weise Aehnlichkeit, nämlich in dem Heftigen, Raschen, Imperatorischen und doch wieder Scurrilen in seinem Wesen, so mochte wohl die Idee in ihn gedrungen sein, daß er militairisches Talent besitze; hat sich doch auch der kleine Thiers über der vielen Beschäftigung mit Napoleon und seinen Schlachten, ein Feldherrntalent zugetraut und sich für einen kleinen Napoleon gehalten (1840). Eigentlich glaub' ich aber, wollte Grabbe dem Fürsten dadurch nahe legen, ihn mit einer Pension zu begnadigen. Das scheint mir so ganz der umwundenen und sich gern errathen lassenden Natur Grabbe's ähnlich und auch aus der Eigenthümlichkeit des Gesuches hervorzugehen. Grabbe hat mir dieses einmal später vorgelesen und daher weiß ich, daß in dasselbe auf ziemlich rührende Weise hineingeflochten war, die deutschen Dichter wären die sichersten Stützen der Throne, sie müßten aber verkümmern, wenn nicht ein freundlicher Blick von oben auf sie herabfalle.

Das Gesuch konnte um so weniger fruchtbringend sein, da der Fürst, der als guter constitutioneller Regent gewohnt war, die Geschäfte den Herren Regierungsräthen zu überlassen, schwerlich davon etwas wußte, welchen Druck Grabbe in geschäftlicher Beziehung litt, und hatte denn auch zur Folge, daß ihm am 20. Januar 1834 zurückgeschrieben wurde:

„Auf Ihr heute erhaltenes Gesuch erwiedere ich, daß ich wünsche, Sie möchten ihr Gesuch bei der Regierung vortragen und näher motiviren, worauf sodann Verfügung erfolgen wird."

Als so alle seine Versuche mißglückten und er dazu am 21. Februar 1834 ein Regierungsrescript erhielt, welches dahin lautete: „daß die Regierung seit einiger Zeit diejenige geordnete, sorgfältige und prompte Behandlung der militairgerichtlichen Geschäfte vermißt habe, welche diese vorzugsweise in Anspruch genommen" und sonst noch Vorschriften aussprach, wie er den geregelten Geschäftsgang wieder herstellen könne, verzweifelte er an Allem und reichte sofort ein Gesuch um Entlassung ein, das ihn schon damals gleich ruinirt haben würde, wenn sich Petri nicht wieder ins Mittel geschlagen hätte. Als dieser nämlich von dem Gesuche gehört hatte, begab er sich zu dem Regierungsrathe, der dem Militairwesen vorstand, um ihm vorzustellen, daß jener den Schritt nur in Uebereilung gethan, ohne daß er ihm bei seinem notorischen Krank-

sein angerechnet werden könne und ließ sich das Gesuch zurückgeben; dann ging er zu Grabbe, klärte ihn über seine Unbesonnenheit auf und drang in ihn, eine neue Vorstellung bei der Regierung einzureichen, in welcher er, gestützt auf seinen notorischen Krankheitszustand, der es ihm unmöglich mache eine Zeit lang seine Dienstgeschäfte zu verwalten, um einen Urlaub auf vorläufig sechs Monate nachsuchen solle. Während dieser sechs Monate, hoffte Petri, würde sich Grabbe erholen und in den Stand gesetzt werden, sein Amt wieder anzutreten, und sollte das demnächst nicht möglich sein, doch Krankheits halber auf eine Pension sich Hoffnung machen dürfen.

Grabbe ging hierauf ein und übergab ein Urlaubsgesuch, das mit einem ärztlichen Zeugniß unterstützt war; es wurde ihm darauf Urlaub ertheilt und ihm ein Substitut auf Kosten der Regierung beigeordnet. Zuerst ein junger Auditor, der unter Grabbe's Beihülfe die Sachen in Ordnung bringen und dann fortführen sollte; nachdem jener aber die Lage der Dinge recognoscirt und bemerkt hatte, daß beinah ein förmlicher Geschäftsbankerott vorhanden war, ein älterer Auditor, der das Amt ganz selbstständig übernahm und allerdings zunächst die Acten durch öffentliche Aufrufe der Betheiligten zu ordnen suchen mußte.

Manche glaubten, daß Grabbe nach dieser Ein-

richtung sich noch einmal einer glücklichen Zukunft erfreuen könnte.

Es schien auch, als wenn er seine ganze Kraft dem dichterischen Schaffen zuwenden und darin leben und Erholung suchen wollte, er arbeitete wenigstens anfangs an dem Drama Hannibal, welches er im Beginn des Jahres mitten unter den auf ihn hereingebrochenen Verdrießlichkeiten angefangen hatte, fleißig fort und trieb besonders viel historische Studien für dasselbe; er hatte sich oft mit vielen auf dasselbe Bezug habenden Büchern, Plutarch, Rollin, Terenz u. s. w. umgeben.

Dies zu bemerken hatte ich Gelegenheit, da ich zu dieser Zeit häufig das Grabbe'sche Haus besuchte. Hierbei fand ich Grabbe auch noch häufig in einer heiteren Stimmung.

Wenn ich mit ihm allein war, las er mir nicht selten aus seinen Dramen vor, was er neu geschaffen hatte, oder wir lasen in Byron und in Baile's Dictionaire und manche Scherze mischten sich in die Unterhaltung. Einmal, als ich zu ihm kam, fiel eine Scene vor, die ich nicht übergehen kann.

Er hatte nämlich lange Zeit viel Wesen aus einer Eule und ein Paar Enten gemacht, besonders von jener sprach er viel. Jeder, der ihn besuchte, mußte dieses Thier betrachten. Als ich nun zu ihm kam, war er bereit, auch mich damit bekannt zu machen

und lief in seinem rothgestreiften Nachtcamisol mir voraus in die Küche. Hier nahm er von dem Fleische, welches zu Beafsteaks bereitet worden, ein großes Stück, unbekümmert ob für den Mittagstisch etwas übrig blieb, ergriff eine Gabel und dann gings in den gepflasterten Hof. Die Eule saß hier im Holzstalle in einem Bauer, er nahm sie heraus. Sieh' mal, was der Satan für Augen macht, gerade wie meine Frau. Sie soll zu fressen haben, komm, komm, süßes Kind! Und damit stopfte er ihr unbarmherzig ein großes Stück Fleisch in den Hals, das er, als sie es nicht sogleich verschlucken konnte, mit der Gabel hinunterdrückte. Dabei sprang er, vor Vergnügen lachend: Sieh, was der Teufel die Augen verdreht, aber — und er faßte sie unsanft — ich kann Dich zwingen, ha, ha, ha! Dann fiel ihm ein, sie solle spazieren gehen, und er setzte sie auf die Erde, indem er sie an einer Schnur festhielt. Darauf wieder rief er: Wart' einmal, da haben wir die Ente, nun wollen wir sie copuliren! Und er holte die letztere herbei und stellte beide Thiere neben einander. In carrikirter Weise recitirte er eine Copulationsformel und verlangte von der Ente, sie solle „ja" sagen. Krack! sagte sie. Hör'! Grabb', Grabb'! Das ist ein Stich auf mich! Ja sollst Du sagen, verfluchte Bestie! und nun erhielt die letztere mit einer Holzsplette unbarmherzige Schläge. Als er dies überdrüssig war, rief er: Jetzt aber sollst

Du bei die Eule in's Bauer, wart', wart', ich will Dich schon kriegen! und er setzte auch beide Thiere zusammen, in Folge dessen die arme Ente von der Eule übel zugerichtet wurde. Gehen Sie geschwind einmal zu dem Herrn Pastor, er solle hier eine Copulation vornehmen; es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe.;

Mittlerweile war seine Frau in den Hof getreten und blickte mit einem stechenden schadenfrohen Lächeln in sein Treiben hinein. Ja, ja, meine Frau geht gerade wie eine Ente, komm! Und hierbei griff er ihr nach dem Kopfe, komm, Z., meine Frau will Dir gern einen Kuß geben, nun küß' sie 'mal. Sie wollte das Lachen unterdrücken, es platzte aber immerfort bei ihr auf und während sie sich ihm widersetzte, bemerkte sie nicht ohne Ziererei: „Ach laß doch, Grabbe!" Ja, ja, rief er dagegen, Du hast es ja doch gern.

Uebrigens empfahl ich mich hier bald und machte, daß ich auf gute Manier davon kam.

In den Gesellschaften, zu welchen mehrere junge Leute zugezogen wurden, und wo auch Grabbe's Frau erschien, war er mitunter wie ausgelassen und hielt seine Gäste durch die witzigen und phantastischen Einfälle, die sich einander jagten, in ununterbrochenem Lachen. Oft wurde er freilich auch gar zu zügellos und man konnte sich fragen, spricht er so tolles Zeug aus Verachtung gegen seine Umgebung, oder weil er

keine Empfindung von dem hat, was er spricht; und seine Frau wurde in immer neue Verlegenheit gesetzt. Uebrigens spielte sie dabei eine seltsame Rolle. Ihr starker männlicher Geist, der überdies von seiner Genialität angesteckt war, setzte sich über die weiteren Rücksichten der Weiblichkeit, welche nicht für sie gemacht zu sein schienen, hinweg, ja, sie schien oft unbegreiflich, indem sie seine wilden Reden nicht nur nicht zurückwies und entfernt davon war, ihnen eine strenge Miene entgegenzusetzen, sondern sie vergnügt belachte, oft auch ein witziges Wort hinzufügte, oder doch nur lachend bemerkte: Welch Zeug spricht er wieder! Hören Sie nicht darauf, was er spricht.

Ja, es waren wunderbare Gesellschaften, die kaum in denen der emancipirten Frauen von der ausgelassensten Art ihr Gegenstück finden möchten.

Indessen sollte diese Lage Grabbe's, welche wieder Hoffnung gab, doch nur von kurzer Dauer sein. Ihm kam nämlich über seine Geschäftsverwaltung jetzt sehr viel Kränkendes zu Ohren, indem, wie das bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, in der Stadt über ihn viel gesprochen und häufig ganz schonungslos geurtheilt wurde. Daraus gewann er in Verbindung mit dem Umstande, daß sein Substitut ein Neffe des Regierungschefs in Militairsachen war, die Idee, man habe höheren Orts beschlossen, ihn nicht wieder zu der Amtsverwaltung zuzulassen und seinem Schicksal preis

zu geben. Seine Frau, deren Pflicht es gewesen wäre, ihn aufzurichten, ihm milde und freundlich zu begegnen und ihn durch Güte von manchen Abwegen abzuziehen, die er im Begriff war, zu betreten, behandelte ihn dabei sehr feindselig und schroff. Sie hatte nämlich eine tiefere Einsicht in seine Dienstverhältnisse gewonnen und glaubte noch sicherer als er, daß er den förmlichen Abschied erhalten werde. Auf seine literarischen Arbeiten legte sie um so weniger Werth, weil er sie nicht wie gewöhnliche Abhandlungen fortlaufend weggeschrieben. Alles dieses hatte sie zu der Ueberzeugung gebracht, daß er ihr zur Last fallen, wo nicht die Ursache sein werde, daß das ganze Vermögen zusammenschmelze. Da mußte er täglich hören, daß er seinem Dienst nicht vorstehen könne, das Vermögen zu Grunde richte und ihr schuldig sei, um den gänzlichen Ruin abzuwenden, die Gütergemeinschaft auszuschließen. Sie schickte ihm in ihrer Ungeduld nicht selten ein Papier zu, in welchem sie einen Revers wegen dieser Vermögensauseinandersetzung aufgesetzt hatte, und ließ ihn auffordern, das Papier zu unterschreiben. Und wenn er hier die Unterschrift verweigerte, dann wurde sie zornig und stürmte auf seine Stube und redete ihn leidenschaftlich an. Sie führte oftmals traurige Auftritte herbei.

So hatte sie früher bei einem Agenten der Gothaer Wittwenkasse einsetzen wollen und dazu 300 Thlr. aufgenommen, später dies Geld nicht unterbringen

können, weil das ärztliche Attest über Grabbe's Gesundheitszustand nicht genügend befunden war, und es alsdann ihrem Gatten, welcher danach verlangte, zu verbergen gesucht, indem sie es dem Ehemanne einer ihrer Freundinnen in Verwahrung gegeben. Grabbe hatte ausgeforscht, wo das Geld geblieben und war dann, wie natürlich, über den Eingriff in seine Rechte sehr erbittert. Er machte jenem Manne in einem an ihn gerichteten Briefe heftige Vorwürfe, daß er sich in seine häuslichen Angelegenheiten mische, ja forderte ihn auf Pistolen und als nun sein Gegner auf die Forderung nicht eingehen wollte, da verhöhnte er freilich seine Frau täglich und hielt ihr lachend vor, was sie für einen tapfern Vertheidiger hätte. Oftmals wenn er des Abends aus dem Wirthshause wieder heimkehrte, leuchtete er im Hause umher und stieß mit dem Degen in alle Ecken, hinter die Schränke und selbst unter die Betten: Wo sitzt er, habt ihr den *** im Hause, den — — —? Sie fing an zu schreien und er rief wieder: Ich will ihn schon fassen, ich steche ihn todt, den — — —!

Einmal veranlaßte die Frau Auditeurin einen Zwist wegen eines Siegelringes. Er behauptete nämlich, der Ring gehöre in die Gütergemeinschaft. Sie wollte dies nicht zugeben und widersprach ihm mit solcher Redseligkeit und Heftigkeit, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als nach Degen und Pistolen

zu greifen. Anstatt ihm hier nun durch würdiges Entgegentreten zu entwaffnen, lief sie schreiend aus dem Hause in ein Nachbarhaus und flehte dort um Hülfe. Sie versteckte sich auch dort vor ihrem Manne, der ihr folgte, übrigens jetzt wieder sehr gelassen war und als er sie nicht finden konnte, die Worte ausrief: Wo ist sie denn? Ist sie denn verrückt, ich wollt' ihr ja nichts zu Leide thun! Was auch wohl wirklich der Fall sein mochte.

Zu einem anderen Vorfall kam ich einmal selbst, als ich um elf Uhr ihn besuchte. Er hatte sich wieder, ich weiß nicht über welche Veranlassung, mit seiner Frau gezankt und das ganze Hauspersonal hinausgejagt, indem er mit Pistolen und Degen hinter ihnen hergedrungen war. Jetzt lag er im Bett und erzählte mir selbst, was geschehen war, indem er hinzusetzte: O Gott, was für einen Lärm habe ich wieder mit meiner Frau gehabt, die martert mich noch zu Tode, eine böse, böse Sieben! Was man einmal beschlossen hat, muß man auch durchsetzen — was helfen halbe Maßregeln — zum Hause hinaus — Gott ich muß jetzt darüber lachen, jetzt ist es mir auch einerlei. — Es hat mich aber doch sehr angegriffen, warum lieg' ich hier denn so matt im Bett? — Freilich auch die Poesie, der Hannibal erschöpft mich. Wenn ich eine Stunde geschrieben habe, liege ich auf dem Sopha wie todt. Keins meiner Stücke hat mich so mitge-

nommen — nur der Gothland, über den habe ich manchmal darüber gelegen und habe geweint!

Einmal in einer Nacht lag er in seiner Kammer unten neben seiner Stube im Bett und konnte wie gewöhnlich nicht schlafen, Anfälle von Fieber und krankhaftem Reißen in den Gliedern machten ihn elend, dazu kam, daß es in dieser Nacht drückend heiß war und ein furchtbares Gewitter sich über die Stadt gelagert hatte. Der Donner rollte schrecklich und Blitz auf Blitz schoß in die dunkle Nacht hinein. Grabbe wand sich kummervoll auf seinem einsamen Lager und wilde Gedanken jagten sich durch sein fieberhaft aufgeregtes Gehirn. „Ha, von allen Menschen verlassen, was sind Freunde? Nichts! ich gehe nicht mehr aus, die versteckte Impertinenz mir anzuthun! Das wurmt; und es ist nicht wahr! Ich mag Niemand mehr! Oder bin ich denn so schlecht, verderb' ichs mit Allen, daß Alles mich verfolgt? Und meine Frau! Hat sie noch eine Spur von Anhänglichkeit? Läßt mich hier liegen, in dieser fürchterlichen Nacht. Ich könnte hier sterben und es kümmert sich keiner um mich." — Ein starker Blitz erhellte wieder sein Zimmer. Was war das? rief er; wer war da? es giebt doch keine Gespenster hier?

Indem sich Grabbe so quälte, war seine Frau aus dem obern Stock, in welchem sie wohnte, heruntergekommen und erschien an seinem Bette. Sie mochte

anfangs wohl die Absicht haben, sich nach ihm umzusehen, wie es ihm gehe, sie kam auch liebkosend und schmeichelnd, erkundigte sich nach seinem Befinden, setzte sich auf seinen Bettpfosten und ergriff theilnehmend seine Hand, so daß Grabbe schon einigermaßen wieder getröstet war. Als sie aber so bei ihm saß, erinnerte sie sich des Siegelringes, den sie ihm früher geschenkt und täglich nur mit dem bittersten Verdruß an seiner Hand sah; es fiel ihr ein, ob sie seiner nicht habhaft werden könnte und als ihr nun die Gelegenheit günstig erschien, da Grabbe so ohnmächtig und matt im Bette lag, zog sie ihm den Siegelring leise vom Finger, dann sprang sie auf, fing überglücklich über den Streich, den sie ausgeführt hatte, laut an zu lachen und indem sie schnell die Treppe hinauf lief, rief sie frohlockend: Da hab' ich ihn, da hab' ich ihn!

Seit dieser Zeit wandelte Grabbe mitunter eine Furcht, ein heimliches Grauen vor seiner Frau an.

Mochten solche häusliche Auftritte mitunter auch einen lächerlichen Charakter annehmen, so hatten sie doch immer viel Beschämendes für ihn.

So wanderte er eines Abends, nachdem einmal wieder Streit entstanden und seine Frau vor ihm aus dem Hause geflohen war, Trepp auf, Trepp ab, um sie aufzusuchen, indem er rief: Ich weiß, wo sie ist, sie ist wieder im Hause, aber hinaus mit ihr! Denn wer ist Herr? ich bin Herr im Hause! Als er sie

nicht fand, stellte er vor alle Thüren Hölzer, damit es Geräusch gebe, wenn sie hervorkomme, und setzte sich auf die Treppe unter fortwährenden Drohungen. Das ging am Abend fort, bis er über dies Treiben ermüdet sich zum Schlafen in sein Gemach zurückzog. Am andern Morgen fing er wieder damit an, sobald er aufgestanden war und ging wieder im Hause umher, stellte Hölzer an die Thüren und setzte sich auf die Treppe, indem er wiederholt ausrief: sie ist wieder darin, ich will sie schon fangen.

Während Grabbe sich so im Hause herum bewegte, hielt sich seine Frau oben auf einer Bodenkammer auf. Als sie nämlich auf die Straße hinausgerannt, war sie einer Freundin begegnet und nachdem sie von dieser zur Besonnenheit zurückgerufen worden durch die Vorstellung, daß sie ja leicht ihren Mann überlisten könne, dessen Toben im Grunde ja doch nur Scherz sei, war ihr das Lachen zwischen die Thränen gekommen, sie hatte sich leise ins Haus zurückbegeben und auf der Bodenkammer versteckt. Und sie rächte sich nun durch folgende Comödie, welche sie mit der Magd ausgesonnen. Letztere ward nämlich in die Stadt geschickt und als sie wieder kam, erzählte sie fast außer Athem: Gott, Herr Auditeur, wie erschreckt bin ich! Als ich über die Straße nach der Post gehe, begegnet mir Ihre Frau in Reisekleidern und sagt mir, daß sie eben im Begriff wäre, sich auf die Post zu

setzen und nach Mannheim zu ihren Verwandten zu fahren; sie wäre gestern von Ihnen aus dem Hause gejagt, das könne sie nicht verschmerzen. Kaum hatte Grabbe dies gehört, so sprang er vom Sitze auf: Wie, meine Frau, was? wo? nach Mannheim? ist sie denn verrückt! Nein, das darf sie nicht, das soll sie nicht. Wart, einen Augenblick. Und er griff sogleich nach Feder und Papier und schrieb schnell einen Brief nieder. „Luzie, was machst Du, sei nicht toll, Du bist ja mein liebes, liebes Weib. Es ist ja alles nur Scherz! Luzie, komm wieder, sieh, ich empfange Dich mit offnen Armen. Mach' keine unbesonnene Dinge, mach' mich und Dich nicht unglücklich. Luzie, ich erwarte Dich." Dieses Schreiben wurde seiner Frau zugeschickt und ihr natürlich auf die Bodenkammer getragen, von welcher sie sich nicht entfernt hatte. Sie kam dann im Reisemantel zu ihrem Gatten ins Zimmer und als sie nun so erschien, ging er ihr entgegen, gab ihr die Hand und bat um Verzeihung und eine Versöhnungsscene erfolgte. Sobald diese beendigt war, konnte die Frau Auditeurin den Hohn über ihn, der immer in ihr aufquoll, sobald sie ihn düpirt, nicht länger unterdrücken und sie platzte lachend damit hervor, wie sie ihn betrogen und aus seiner Leichtgläubigkeit Vortheil gezogen. Noch oftmals mußte sich Grabbe daran erinnern lassen, indem ihm der von ihm geschriebene Brief vorgehalten ward, wenn er auch

jedesmal ein ernstes Gesicht machte und tief beleidigt war.

Nach alle dem gerieth er, zumal seine Kränklichkeit immer mehr zunahm, in eine verzweiflungsvolle Stimmung, in der ihm fast Alles einerlei schien. Besonders von diesem Theil seines Lebens muß man mit großem Schmerz erfüllt werden.

Zu Haus schlenderte er jetzt die meiste Zeit mißlaunig aus einer Stube in die andere, er hatte fast alle Lust zum Arbeiten verloren, es war ihm unmöglich, sich dauernd zu beschäftigen, selbst am Lesen hatte er kein Gefallen, er warf das Buch, welches er eben genommen, bald überdrüssig von sich weg. Oft auch mußte er sich bei Tage ins Bett legen, indem er sich entweder von starken geistigen Getränken ermüdet fühlte, da er schon beim Aufstehen statt des Kaffees mit Rumtrinken anfing, oder wirklich krank war.

Wenn er auf die Stube seiner Frau kam, brach er gewöhnlich in die leidenschaftlichsten Ausdrücke des Mißmuths aus; er zog auf die ganze Welt los, besonders auf das Detmolder Publikum und für seine Frau fielen dabei natürlich nicht selten auch ein Paar harte Worte ab.

Hier muß ich mich noch todt ärgern, ich bin es überdrüssig, das erbärmliche Volk hier! Wer versteht mich hier?!

Und Du, Du bist an Allem Schuld! Du hast

mich zu Grunde gerichtet, Deinetwegen bin ich gezwungen, den Dienst aufzugeben, Du bist's, Du machst mich unglücklich.

Oft war er so verdrießlich, daß nichts recht gemacht werden konnte; man mochte sich noch so viel Mühe geben, ihn zu erheitern, Alles war ihm verkehrt. Bei dem geringsten Worte, oft bei dem allerfreundlichsten Worte wurde er so gereizt und aufgebracht, daß er Teller und Gläser, die auf dem Tische standen, zerbrach und auf die Erde warf und nicht selten ausrief: „Ja ich habe einen wahren Ingrimm in mir, ich muß etwas thun, was nicht recht ist, ich schieße dich, ich schieße mich todt, ich kann nicht anders!!"

Auf der Ressource saß er des Nachmittags gewöhnlich mit einem invaliden Hauptmann zusammen, der einst in Ostindien gegen Tippoo Saheb unter den Engländern gefochten hatte. Beide saßen gewöhnlich in der Fensternische einander gegenüber, ihre Weingläser auf der Fensterbank und dämmerten schweigend in die Welt hinein, oder suchten sich von Zeit zu Zeit dies oder jenes einander aufzuheften. Es war eigentlich betrübt Grabbe so anzusehen.

Die junge Welt in Detmold, d. h. die jungen Assessoren, Lehrer und Advocaten, war sich damals (im Sommer 1834) sehr einig und führte ein munteres, bewegtes Leben. Fast regelmäßig wurden zwei-

mal in der Woche insgesammt Ausflüge in die Nachbarschaft, ein bis zwei Stunden weit, gemacht, auf denen dann ernsthafte Untersuchungen über interessante Fragen aus dem Gebiete der Politik, Philosophie und Literatur, wie sie der Zufall herbeiführte, mit lustigen Gesprächen und Erzählungen abwechselten, besonders wenn man das Ziel der Wanderschaft erreicht und sich um den Kaffeetisch gesetzt hatte. Es war damals die Zeit, wo das s. g. junge Deutschland blühte. Der Sammelplatz für die Gesellschaft, ehe sie auszog, war gewöhnlich die Ressource. Welch ein Abstich war es nun, wenn diese muntere, rüstige Schaar von dem mühseligen Grabbe hinwegzog; denn dazu war er viel zu schwach, um in die Berge mitzuwandern. Wenn man wegzog, saß er bisweilen unter den Säulen vor der Thür und ließ die Sonne in den Wein scheinen, den er neben sich auf die Erde gesetzt hatte, und wenn ihm dann wohl zugerufen wurde: „Nun, Grabbe, mach', geh' mit!" Gott mit welchem Gesichte blickte er dann vor sich nieder und suchte sich mit irgend einem schlechten Witze zu helfen.

Ja, Grabbe spielte um diese Zeit eine bedauernswerthe Rolle.

Es waren Viele, welche ihn vernachlässigten und manchmal solche, welche früher sehr vertraut mit ihm gewesen. Es wurde häufig sehr lieblos über ihn geurtheilt und selbst von solchen, welche sich früher sehr

eifrig an ihn gedrängt hatten und deren schnaubender Ehrgeiz sich gern an ihm hätte groß gemacht. Manche, die früher von ihm geringschätzig behandelt waren, machten nun, da der Löwe todt war, ihrem Herzen Luft. Selbst diese armen Wichte, die sich viel dünken, wenn sie in ihrem kleinen Familienkreise als gelehrte und gesittete Leute von Mutter und Tante angestaunt werden, konnten mitunter naserümpfend auf ihn herabsehen, obgleich ein Wort von ihm sie auch jetzt noch glücklich gemacht hätte. Von den Detmolder Damen grüßten ihn manche kaum, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, sondern gingen scheu an ihm vorüber, denn die elegante oberflächliche Vornehmheit legt ja in der Regel mehr Werth auf einen artigen Menschen, der hübsch tanzen und die Flöte blasen kann, als auf das Genie, welches die Geheimnisse ganzer Weltverhältnisse aufdeckt und die tiefsten Blicke in die verborgensten Winkel der Seele thut, wenn dieses Genie nämlich etwas saloppe Sitten hat.

Uebrigens sah man keineswegs allgemein mit dieser Geringschätzung auf Grabbe herab; sie war auch allerdings derartig, daß sie nur bei einem muthlosen Menschen traurig stimmen konnte, denn ein rüstiger, kräftiger Geist hätte sie leicht überwunden und sich darüber lustig gemacht. Ueberdies muß wohl berücksichtigt werden, daß Grabbe bei seinen näheren Bekannten ganz in dem alten Verhältniß blieb und daß

die Männer von Ansehn ihn immerfort trotz aller seiner Verirrungen wegen seiner geistigen Größe hochhielten.

So ganz ohne Aufsehen konnte es zu dieser Zeit allerdings nicht abgehen, denn alle jene Scenen, welche ich oben erzählt habe, waren stadtkundig geworden und dann sprach Grabbe häufig in öffentlichen Gesellschaften über seine häuslichen Verhältnisse in so cynischer Weise und trat hierbei so sehr aus allen Fugen, daß allerdings nur die Freundschaft und die genauere Bekanntschaft mit seiner Art zu sein, Entschuldigungen finden konnte.

Ja selbst die Freundschaft mußte sich oftmals sagen: Es ist doch traurig, daß man eigentlich nichts mit ihm anfangen kann; daß er immer abbricht, daß Alles nur Flucht, Hast und kurze Dauer ist, daß er jede Minute wechselt und nie das ist und bleibt, was er scheint, daß er nicht hält, was er verspricht, daß er den guten Rath, den man ihm giebt, in seiner Verlegenheit wohl glaubt, aber morgen schon keine Lust mehr hat danach zu handeln, oder sich widersetzt aus Eigensinn — das Unglück kommt herüber und er erwartet es lahm und matt — ein Proteus in hundert Gestalten und nirgends zu fassen. Es ist schrecklich, daß er nie ehrlich sein kann, nie die Wahrheit sagen, daß es ihm zur andern Natur geworden ist, sich zu verstellen und anders zu sprechen, als er denkt, daß

er sich nicht herzlich anschließen, nicht treu sein kann, daß es ihn immer kitzelt, seine Freunde aufzuziehen, oder von ihnen abzuspringen, immer eine innere Unruhe, Courbettiren und Sätze machen!

Trost und Zuflucht war für Grabbe in dieser Zeit die Dichtkunst, wenn er freilich auch nicht andauernd arbeiten konnte. In seinen Hannibal strömte er alle die Galle, welche er einfraß, im reichen Maaße aus. Ich glaube, er hatte gerade diesen Stoff gewählt, um darin darstellen zu können, wie ein Mann, der sich die höchsten Verdienste erworben, mit dem Undanke der Welt ringt und der bittersten Menschenverachtung in die Arme fällt. Er ließ in der ersten Ausarbeitung dieses Stücks, welche damals entstand, dem schrecklichsten Hohn ganz freien Lauf. So erinnere ich mich, als Hannibal gezwungen war, Italien zu verlassen, hielt er einen Kriegsrath und während nun seine Generale weise berathen, stellt er sich bei Seite und schlägt sein Wasser ab. „Wartet erst einmal!“ sagt er verächtlich zu seiner Umgebung, „ich muß erst einmal p . . . . .“ Als er wirklich abreist, verrichtet er erst seine Nothdurft, indem er spricht: „Das ist mein Denkmal, welches ich hinterlasse.“

Wenn man Grabbe fragte, ob er denn dergleichen drucken lassen wolle, versetzte er: „Allerdings! und keinen Buchstaben werde ich streichen.“ Dabei muß ich indessen bemerken, daß er ungeachtet dieser bittern

und ärgerlichen Stimmung, womit er sein Schicksal ertrug, doch bisweilen in die äußerste Weichheit aufgelöst sein konnte.

So war ich einmal eines Nachmittags bei ihm, wir waren in der Stube seiner Frau, welche zugegen war. Ich suchte der Unterhaltung eine harmlose, heitere Wendung zu geben, seine Frau ging darauf ein und zwar um so lieber, da, wie ich glaube, des Morgens die Harmonie im Hause durch einen kleinen Zwist gestört war und jene nun wünschen mochte, ihren Gatten zu versöhnen und in eine freundlichere Stimmung zu versetzen; auch Grabbe nahm an dem harmlosen Tone Theil und schien sich sehr froh zu fühlen. Seine Frau, der dies sehr angenehm sein mochte, versetzte dann: „Sieh, lieber Grabbe, wir könnten ja immer so glücklich sein, wenn Du nur zufriedener wärst.“ Das schlug in seine Seele, er ging auf seine Frau zu, ergriff ihre Hand und legte die seine ihr sanft auf den Kopf, dann sagte er: „Ach! Luzie, wenn Du nur geduldiger sein wolltest, ich will ja Alles, Alles thun!“ Und seine Stimme sprang über ins Weinen, die Thränen kamen ihm auch in die Augen. Er fühlte dies und eilte in das angrenzende Zimmer, welches offen stand und ging hier lange auf und ab, nach Fassung ringend. Als er dann wieder zurückkehrte, da überstürzten sich freilich

die zügellosen Reden bei ihm und es dauerte erst eine Weile, bis er den gemäßigten Ton wiederfand.

19.

Wie sollte es unter solchen Umständen werden, als Grabbe nach Abfluß des ihm verstatteten Urlaubs von sechs Monaten vollkommen den Abschied erhielt! Ich muß die Geschichte des letztern etwas näher berühren.

Zu der Zeit, wo der Urlaub zu Ende ging, fühlte sich Grabbe krankheitshalber noch nicht ganz wieder in der Verfassung, um sein Amt wieder antreten zu können, er wünschte deshalb eine Verlängerung seines Urlaubs und reichte am 7. September 1834 bei der Regierung ein Gesuch darum ein; gleichzeitig begab er sich zu seinem Substituten, einem Jugendbekannten von ihm, um ihn zu bitten, sich bereit zu erklären, das Amt noch einige Monate für ihn versehen zu wollen. Der letztere schlug ihm die Bitte rund ab, wohl aus keinem andern Grunde, als weil es ihm zu lange dauerte in den Besitz des Auditeurpostens zu kommen, und von der Regierung erhielt Grabbe am 9. September eine Resolution, worin binnen acht Tagen einer Erklärung entgegen gesehen wurde, ob er den Dienst quittiren oder wieder antreten wolle.

Nun glaubte er durch persönliche Verwendung bei dem Militairreferenten in der Regierung die Sache zu seinem Besten lenken und sich eine Verlängerung seines Urlaubs erwirken zu können; denn vom Aufgeben des Dienstes war er noch weit entfernt, wenn er sich auch wohl bewußt war, daß jenes eigentlich gewünscht wurde.

Er kam also am 14. September heiter zu seiner Gattin und sagte: „Hilf mir, ich will mich ankleiden; bevor ich bei der Regierung wegen Wiederantritt meines Amtes einkomme, will ich doch mit dem Regierungsrath v. M. — (dem Militairreferenten) sprechen. Ich denke, er giebt mir noch Zeit bis Michaelis, auf den 1. October will ich dann wieder antreten."

Er kleidete sich auch an und ging hin zum Regierungsrath. Was hier nun zwischen diesem und Grabbe vorgefallen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Leichenblaß kehrte letzterer indessen nach Hause zurück; als seine Frau ihm entgegen kam und erschreckt ihn fragte, was geschehen sei, konnte er kaum laut werden, er hielt sich am Treppengeländer und mit schwerem Athem versetzte er: „Ach! Luzie, ich habe einen entscheidenden Schritt gethan. Komm! laß uns von hier fortziehen. Es kann noch Alles gut werden. Habe nur Vertrauen zu mir!" und es entstand über das, was vorgefallen war, folgende Unterredung: „Unglückseliger!" rief die Frau, „also

hast Du um den Abschied gebeten? Wie kamst Du dazu? Du gingst ja mit der Absicht hin, gerade das Gegentheil zu thun und um Verlängerung des Urlaubs zu bitten." „Ich leitete meinen Vortrag damit ein," versetzte Grabbe: „Nun, Herr Regierungsrath! ich muß wohl um meinen Abschied nachsuchen? meinte dies aber scherzweise und wollte nur erst hören, was der Regierungsrath sagte."

„Und dieser faßte dahinter und hielt Dich beim Worte." — „Wenigstens war's bald so. Er bemerkte mit dem ihm eignen gefälligen Lächeln: Ach ja, Herr Auditeur, das verdenk' ich Ihnen nicht, Ihnen kann ein solches Amt nur ein Hinderniß für Ihre literarische Thätigkeit sein, Ihnen steht die ganze Welt offen. Das verdenke ich Ihnen nicht. Also Sie wollen den Dienst aufgeben?"

„Ha, ich sehe Alles!" rief die Frau, „und Du ließest Dich fangen, Deine Eitelkeit wurde wach, Du dachtest an Deinen literarischen Ruhm, das Amt kam Dir kleinlich vor und so gabst Du es auf."

„Ja, ich bat um meinen Abschied."

Nach zwei Tagen erhielt Grabbe folgendes Regierungsresolut:

„Auf die am 14. d. M. vom Auditeur Grabbe ad Rescr. vom 9. d. M. abgegebene Erklärung bleibt demselben unverhalten, daß solche als Entlassungsgesuch angenommen sei und Serenissimus nunmehr

die erklärte Niederlegung des bisher begleiteten Postens als Auditeur in Gnaden bewillige. Dabei ist demselben der Bezug der etatmäßigen Gage bis zum Ablauf dieses Jahrs, sowie die Beibehaltung des Titels und Ranges als Auditeur gnädigst zugestanden."

20.

Als er seine Entlassung erhalten, da war ihm der Aufenthalt in Detmold vollkommen unerträglich. Er glaubte sich nämlich außer dem Hause überall mit Bedauern oder Verachtung angesehen, und zu Haus verlangte seine Frau jetzt die Ausschließung der Gütergemeinschaft mit einer Heftigkeit, daß beide sich gänzlich entzweiten und sich gar nicht mehr sahen. Es blieb ihm kein anderer Weg, als sich gewaltsam von allen Qualen loszureißen. Sein Entschluß war auch gleich gefaßt, er mußte weg von Detmold. Auswärts, wo er nichts mit Acten, Zurücksetzung oder doch Vernachlässigung in der Gesellschaft und Unfrieden in der Ehe zu thun hatte, wollte er Ruhe und Erholung suchen. Hier in Detmold, mochte er denken, gehe ich unter, reiß' ich mich aber los, so thut sich für mich vielleicht anderswo noch ein neues, schönes Leben auf. Ich ziehe also nach Frankfurt und widme mich dort in der Nähe meines Buchhändlers, der zunächst den Hannibal in Verlag nehmen wird, ganz der literarischen Laufbahn. Für die erste Zeit ist meine Zukunft

gesichert, indem ich noch einige Obligationen aus meinen früheren Verdiensten gerettet habe. Er ließ also seinen Koffer packen. Es war am 3. October 1834, ich war gerade bei ihm, wo er mir noch den Anfang eines Romans „Maunder" vorlas,* der mir indessen mit etwas gezwungenem Humor geschrieben zu sein schien; übrigens über seine Absichten, Hoffnungen und Aussichten sehr verschwiegen war, die er auch wohl seinem besten Freunde nicht mitgetheilt haben mag. Am andern Morgen den 4. October setzte er sich zur Post und mit welchen Empfindungen er hier namentlich seine Frau verließ, geht daraus hervor, daß er von ihr keinen Abschied nehmen wollte, und als man ihn dringender ermahnte es doch zu thun, in leidenschaftlicher Wallung und bitter zur Antwort gab: „Was! von dem Weibe! — der wollt' ich lieber" — und somit aus dem Hause stürzte.

Er kam in Frankfurt an und hätte hier vielleicht eine angenehme Existenz finden können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, gemessen und ruhig zu sein und sich einigermaßen in das Convenienzleben der s. g. gebildeten Welt zu fügen. Allerdings ging es nur unter dieser Bedingung, denn hatte er es schon in seiner Heimath, die doch seine inneren Vorzüge kannte, und durch so manche geistige Bande mit ihm verknüpft war, vermöge seiner bizarren Außenseite mit der großen Mehrzahl verdorben, so war für ihn von

der vornehmen und eleganten Handelsstadt, zu welcher er als Fremdling gekommen war, gewiß keine Nachsicht gegen sein excentrisches Wesen zu erwarten. Ist es ja doch auch viel verlangt, daß die Welt einem Genie, welches in seinem äußerlichen Gebahren alle Rücksichten gegen sie und ihre Sitten und Gewohnheiten aus den Augen setzt, fortwährende Aufmerksamkeit schenken soll, zumal es doch am Ende als wahr gelten muß, daß es mehr Schwäche als Kraft verräth, wenn Jemand sich in die Welt nicht finden kann und sich mit ihr überwirft, indem ein gesunder, siegreicher Geist es immer verstehen wird, ihre Formen zu seinem Vortheil zu gebrauchen.

Grabbe war nun aber leider noch viel aufgeregter wie gewöhnlich; die Schaam über sein widriges Schicksal, die in ihm dermaßen wirkte, daß er sich förmlich wie bloßgestellt fand, als ob jeder ihn darauf ansähe, daß er seinen Dienst habe aufgeben müssen und andererseits die bange Sorge um seine Zukunft, hatte seine kränkliche Reizbarkeit ungemein gesteigert. Er war zu der gefährlichen Höhe der Empfindungen hinaufgetrieben, wo man allerdings leicht schwindelt und den Kopf verliert. In dieser Gemüthsstimmung stieß er bald überall an. So vergaß er sich gleich zu Anfang, als er dem Professor H. —, der ihm von Detmold her bekannt war, seinen Besuch abstattete. Es war nämlich größere Gesellschaft

versammelt, als er eingeführt wurde; und da schritt er denn, ohne im Mindesten Notiz von dieser zu nehmen, lachend auf den Herrn Professor zu und eröffnete ihm ohne Umstände: „Ich komme so eben von der Post. Sie werden erstaunen mich hier zu sehen, ich habe Detmold verlassen, mein Weib, mein böses Weib hat mir die Hölle so heiß gemacht, daß ich Alles aufgegeben habe und davon gegangen bin. Ich habe den Auditeur dran gegeben," — und hierauf ergoß er sich in einen Strom von den schonungslosesten Schmähungen auf seine Frau. Die Gesellschaft blickte den Herrn Professor verwundert an, indem sie sich dessen Bekanntschaft mit diesem bizarren, fremden Mann nicht erklären konnte, der seine intimsten häuslichen Angelegenheiten so ungenirt zum Gegenstande der Oeffentlichkeit machte, und der Herr Professor war in die peinlichste Verlegenheit gesetzt.

Gegen die Hauswirthin, zu welcher er gezogen war, ließ er sich in seinen barocken Launen in der Art gehen, daß derselben unheimlich wurde, und sie mehrere Tage einen Bekannten von mir, welcher ihn eingemiethet hatte, aufsuchte, um vor ihm Schutz zu erhalten. „Gott! wie freue ich mich," rief sie meinem Bekannten entgegen, als sie ihn gefunden; „nun werde ich ja wohl den fremden Herrn wieder los! Denken Sie sich, wenn ich zu ihm auf die Stube komme, schließt er ab, legt zwei Pistolen auf den Tisch

und nöthigt mich, ihm aus Gesangbuch und Bibel Stunden lang vorzulesen, während er auf dem Sopha sitzt und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwirft."

Bei seinem Wirthshausverkehr, denn darauf beschränkte sich doch eigentlich sein Umgang — war er bald abstoßend und verletzte damit Manche, die ihm, dem Grade ihrer Bildung nach, näher gestanden hätten und es gut mit ihm meinten. Er schreibt in dieser Beziehung selbst:

„Ich bin aufgesucht und aufgenommen, hab's aber in den Wind geschlagen, vielleicht Feinde dadurch erreicht. Soll ich jedem die Pfote drücken, der mich begrüßt?"

Bald suchte er durch Kraftworte und tolle Behauptungen, mit denen er um sich schleuderte, den jungen Schöngeistern, die sich an ihn drängten, zu gefallen, und kam hierbei nicht selten zu Herzensergießungen über seine früheren Verhältnisse, die sich sehr abenteuerlich herausstellten. Wenn er sich nämlich eben in wilden Lästerungen gegen alles was Weib ist, überboten und von seiner Frau in einer Weise gesprochen hatte, daß man sie für die bösartigste Xanthippe ansehn mußte, konnte er wiederum den Ring, der eine Locke von ihr enthielt, sich vom Finger reißen und ihn an die Lippen pressen mit dem Ausruf: „aber von ihr, von dieser Locke, trenne ich mich nie,

sie soll mich begleiten bis ins Grab!" Auf seinen Auditeurtitel, sowie auf seine Uniform, welche letztere er auf Reisen mitgenommen, obgleich er sehr wohl wußte, daß er nichts weniger als eine militairische Figur darin machte, legte er oftmals einen Werth, als ob er allen Zweifel daran, daß er noch Auditeur sei, niederschlagen wolle. — Und nun auch in dem Verhältniß zu seinem Freunde, dem Buchhändler Kettembeil, konnte er seine eigenwillige Laune nicht beherrschen, so daß es zum förmlichen Bruch kam. Er wollte ihm nämlich keine Critik über sein Stück einräumen und ihm beim Abdruck des Hannibal nicht gestatten, die extravaganten, von uns früher besprochenen Stellen, die er doch auf den Rath Immermanns hat wegfallen lassen, zu unterdrücken. Daß nämlich Geldangelegenheiten und dergleichen andere Gründe diese Disharmonie herbeigeführt haben, scheint nicht wahrscheinlich, obgleich es richtig ist, daß die Hermann'sche Buchhandlung für die sechs Bände Grabbe'scher Dichtungen, welche von ihr verlegt sind, sich nicht eben verschwenderisch bewiesen und nicht mehr als ein paar hundert Thaler gegeben hat. Grabbe selbst schreibt in dieser Beziehung an Petri:

„In Frankfurt bleib' ich nicht, weil mein Verleger viel versprach, auch mancherlei that, aber nicht so wie ich es wünschte; ich sollte sein Hund werden, bald hier bald dort nach seinem Willen corrigiren,

damit das Zeug dem oder dem Blatt anpaßte und er begriff nicht, daß fremde Correctur schlimmer als ein Originalfehler. Ich verzeih's ihm, er will heirathen."

Somit konnte er denn auch sein Glück nicht finden. Man gewann bald ziemlich allgemein die Ansicht, daß sein Leben eine schiefe Richtung genommen, betrachtete ihn wie ein zu Grunde gegangenes Genie und wenn man ihm als solchem auch vornehmes Mitleid schenkte, so zog man sich doch allmälig von ihm zurück.

Das fühlte er tief, wenn er einsam im Schwan, wie früher auf der Ressource in Detmold, hinter seinem Schoppen Wein saß und stumm in die Welt hineindämmerte. Mißmuthig brach er bald allen Verkehr mit der Welt ab und hielt sich fast den ganzen Tag auf seiner Stube auf. Nur noch ein einziger Umgang blieb ihm. Eduard Duller nämlich, welcher damals in Frankfurt lebte und ein aufrichtiger Verehrer seiner Werke zu sein schien und vermöge seines eigenen dichterischen Geistes diejenige Einsicht besaß, welche nöthig ist, um die Wunderlichkeiten eines so colossalen Genies zu würdigen, hatte sich ihm genaht und hielt getreulich mit ihm aus. — Fast jeden Nachmittag besuchte er ihn, wo er ihn meistentheils aus dem Bette holte, ließ sich dann beim Kaffee oder einer Flasche Wein und einer dampfenden Cigarre aus seinen Manuscripten vorlesen und theilte

mit, wie ihm das Gelesene gefallen, indem ihn Grabbe bestürmte, seine Meinung zu sagen. Letzterer war nämlich nicht immer sicher, ob dies oder jenes nicht etwa zu stark wäre. An die Vorlesung knüpfte sich eine Unterhaltung über alles Mögliche, wobei es an Donnerkeilen gegen Frankfurts Theater und Frankfurts Leben und das Geschmeiß der sich in die Brust werfenden Gewöhnlichkeiten natürlich nicht gefehlt haben wird. In freundlichern Stunden theilte Grabbe auch wohl seine literarischen Pläne mit, sprach von den Lustspielen, die er schreiben wolle und forderte Duller auf, daran mit ihm zusammen zu schreiben. Der letzteren Aufforderung mochte übrigens ein tieferes Bedürfniß zum Grunde liegen, er fühlte nämlich, daß er eine fremde geläufige Feder nöthig habe, die seinen Ideen eine leichte und gefällige Form zu geben vermöchte.

Grabbe konnte es bald in Frankfurt nicht mehr aushalten, zumal er an dem sanften und weichen Duller den Anhalt nicht fand, dessen er bedurfte; er sah alle seine Hoffnung gescheitert und sich selbst hülflos und verlassen.

21.

In solch einer Stimmung erinnerte er sich, daß er einige Zeit früher die Bekanntschaft Immermann's in Detmold gemacht hatte. Letzterer kam ihm als eine

feste, imposante Persönlichkeit vor, hatte eine glückliche Stellung in Düsseldorf, einen großen Wirkungskreis am Theater, sonst auch ansehnliche Verbindungen und stand als dichterische Größe hoch genug, um sich ihm ganz anvertrauen zu können. Alles dessen erinnerte sich Grabbe, und als ihm nun in einer Stunde einmal seine Noth so recht an die Seele trat, wandte er sich an Immermann, schüttete ihm sein ganzes Herz aus und schrieb ihm unter Anderm, freilich in halber Verzweiflung:

Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen.

Immermann mochte dieser Brief anfangs sehr befremden, zumal er sich nicht erklären konnte, wie Grabbe's Detmolder Verhältnisse aufgelöst sein möchten; daß aber ein so genialer Dichter um seine Hülfe flehte, kam ihm doch wieder zu rührend vor und so schickte er an diesen eine freundliche Einladung. Grabbe war hierdurch hoch entzückt, fiel Duller um den Hals, als er ihm den Immermann'schen Brief zeigte und von ihm Abschied nahm, und nachdem er seinen Hannibal, mit dessen Umarbeitung er in Frankfurt sehr beschäftigt gewesen, zusammengepackt hatte, reiste er ab nach Düsseldorf. Ende November 1834 kam er daselbst an.

Immermann nahm Grabbe hier nun sehr zuvorkommend auf; er, der Oberlandesgerichtsrath, holte

ihn sogar aus dem Wirthshause, in welchem derselbe eingekehrt war, ab und enthielt sich nicht, mit ihm, der allerdings schon vermöge seines kränklichen Zustandes sich in einem etwas kläglichen Aufzuge befand, über die Straße zu wandern, um ihn in das Logis zu führen, welches er für ihn gemiethet hatte; er setzte sich darüber weg, daß die Leute zusammenliefen und sich verwundert fragten, wie der Herr Oberlandesgerichtsrath, der sich nur in den vornehmsten Cirkeln bewegte, mit einem Manne zusammenkäme, aus dessen Aeußerm überall die größte Vernachläßigung hervorsehe. Nachdem er ihn in sein Logis gebracht, sorgte er ferner für seine häusliche Einrichtung, ladete ihn häufig zu sich sowohl in kleinere Cirkel, als in größere Gesellschaften, führte ihn bei manchen vornehmen Häusern ein, führte ihn unter andern auch ein bei der Gräfin Ahlfeld und stand außerdem mit ihm durch Zusendungen von Billets und Briefen in dem regsamsten Verkehr. Grabbe glaubte wenigstens unter die Obhut der wärmsten Freundschaft gekommen zu sein und ergab sich seinem Beschützer mit ganzer Seele. Er schrieb am 11. December 1834 an Petri:

„Er (Immermann) benimmt sich brav, auch lasse ich ihn gern in meiner Privatwirthschaft den Vormund spielen, denn ich sehe, es ist nütz, er meint es gut, und die Poesie (wo mein Verleger den Vormund machen wollte) ist weit genug für meine Laune.

Beherrschen laß ich mich nicht, aber so lange ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer."

Ja, ich weiß nicht, ob ihn sein Unglück so weich gemacht hatte; er hing in dieser Zeit an Immermann mit einer wahren Verehrung, wie ein Kind an seinem Vater; er zeigte, was sonst niemals geschah, auch äußerlich eine tiefe Herzlichkeit — sonst versteckte er nämlich immer die Anwandlungen solcher Gefühle — ging mit der größten Hingebung auf die Meinungen und Ansichten Immermann's ein, und namentlich sah er dessen Unternehmung mit dem Düsseldorfer Theater, das er durch mehrere Recensionen in dem von Runkel damals redigirten Localblatt Hermann, verherrlichte, in solch einem blendenden Lichte, daß wir uns von dem Gedanken einer gewissen Selbsttäuschung nicht frei machen können. Wenn ihn etwas beunruhigte und quälte, so schüttete er unverhohlen sein Herz aus vor Immermann. Das Unglück verfolgte ihn nämlich auch unter des letztern Schutze, er war ja der gebrechliche, kränkliche Mensch, der der Auflösung entgegen ging, stand, außer daß er Immermann hatte, eigentlich verlassen auf der Welt, wurde von Haus aus geplagt bald dadurch, daß man von seiner Amtsverwaltung her noch jetzt die mannichfachsten Anforderungen an ihn machte, die er aus seinen wenigen ihm noch gebliebenen Obligationen decken mußte, bald durch die auch hierher erstreckten Verfolgungen seiner Frau, die ihm vorrückte,

daß er sein Geld vergeude, an seine Mutter verschwende und Schulden mache, bald durch Klagen und Jammern seiner Mutter und allerlei widerwärtige Klatschereien aus seiner Heimath, die ihm zu Ohren kamen. Und zu allen diesen Leiden kam, was bei denkenden Unglücklichen so natürlich ist, diese schmerzliche Antheilnahme an den Leiden der Menschheit überhaupt und dies schauerliche Kopfzerbrechen über die Ausgleichung der schreienden Mängel. Er hat in unzähligen Billets solche Herzensergießungen an Immermann abgesandt, die nicht nur mit Rührung erfüllen und den wahrhaft tragischen Eindruck in uns zurücklassen, daß hier eine große, eines bessern Looses würdige Seele zu Grunde gegangen ist, sondern auch den Beweis von dem gänzlichen Zutrauen geben, welches Grabbe gegen Immermann hegte. Letzterer hat die Billets in seinem Lebensabriß Grabbe's in Frank's Taschenbuch B. 1. gesammelt und müssen sie zum Nachlesen dringend empfohlen werden. Grabbe räumte Immermann selbst auf seine schriftstellerischen Arbeiten einen Einfluß ein, namentlich legte er ihm den Hannibal vor und nahm den Rath, welchen ihm jener ertheilte, sehr willig auf, was um so mehr ein Zeichen der Selbstentäußerung ist, da er sonst so verschlossen mit seinen Werken war und Niemand eine Einwirkung in seine Poesien gestattete, wie wir das ja auch in der obigen Aeußerung an Petri bemerken. Immermann konnte ihn bestimmen, der

Tragödie die äußere Form zu geben, in der wir sie erblicken, ich meine nämlich die Eintheilung der Begebenheiten mit den Ueberschriften Hannibal ante Portas etc. Er konnte auch bewirken, daß Grabbe die Auswüchse, die in die erste Ausarbeitung hineingewuchert waren, vertilgte und sich wieder eines reinen und würdigen Styls befleißigte. Ja Grabbe räumte Immermann sogar auf seine Lebensweise einen großen Einfluß ein, so daß er von tief festgewurzelten Gewohnheiten zurückkam. Er ließ mehr und mehr von den starken Getränken ab, hielt sich von den Wirthshäusern und deren gemischtem Publikum ziemlich fern und suchte an den vornehmern Cirkeln Geschmack zu finden, in welche ihn Immermann aus seiner einsamen Stube hineinzog. Und wenn ihn nun jener zurechtwies, sobald ihn in solchen Cirkeln einmal wieder die Lust anwandelte, seine grotesken cynischen Witze, die ihm so zu sagen schon zur andern Natur geworden waren, in die Unterhaltung hineinzuwerfen, machte er einen krummen Nacken, lachte und ließ sich's gefallen.

Grabbe fühlte sich in dieser Zeit, wo er auf dem freundschaftlichsten Fuße mit Immermann stand, wirklich gehoben, wie er unter andern in einem Briefe vom März 1835 schreibt:

„Hier werde ich zum Theil von den vornehmsten Ständen über Verdienst geschätzt und wo ich von meinen alten Launen, die aus meiner frühern Erzie-

hung und Stellung entsprangen, noch etwas habe, mit Nachsicht behandelt wie ein Kind, daß ich mich schäme und mich bessere."

Er faßte Vertrauen in die Zukunft, wovon manche Briefe in die Heimath das deutlichste Zeugniß geben, wozu übrigens auch das beitrug, daß er in dieser Zeit von mehrern Redactionen von Journalen die freundlichsten Aufforderungen zur Theilnahme mit den vortheilhaftesten Versprechungen erhielt. So schrieb ihm Cotta, so schrieb ihm Lewald, so schrieb ihm Gutzkow. Letzterer hatte nämlich eben in Frankfurt seine Revüe eröffnet und suchte nun alle Notabilitäten der Literatur zu gewinnen. Das hatte denn auch wieder einen wohlthätigen Einfluß auf seine Productivität.

Hannibal ward am 4. Februar vollendet, wie wir aus einem Briefe an Petri wahrnehmen:

„Dies Alles in Eile, da mich der Buchhändler mit Hannibal drängt, der am 4. d. Abends vier ein halb Uhr geendigt ist und zu meiner allervollsten Zufriedenheit — der Plutarchische Hannibal war mir immer verdächtig. — Wir Deutschen verachten die franz. Gelehrsamkeit so oft und bei Gott, weißt Du, was mir am meisten ausgeholfen hat? Der alte Rollin — — ich habe zu meinem Zweck mehr darin gefunden, als im Schlosser. — H. ist dreimal besser gelungen als Napoleon. Karthagos Asche weht vielleicht noch heute ins weite Meer, ich bin wenigstens mit

Gewalt daran. Ein Genius hat über meinem Schicksal gewaltet; gut, daß ich niedrig geboren ward, das Geschäftsleben kennen lernte, besser aber, daß ich nun diese harten Lehren heiter benutzen kann."

Der Druck dieses Dramas, so wie der des dramatischen Märchens Aschenbrödel, das von Grabbe wieder durchgesehen war und mehrer für die Zeitschrift Hermann gelieferter Theaterrecensionen, wurde auch bald begonnen, indem der Buchhändler Schreiner in Düsseldorf, bei dem sich Immermann verwandt hatte, den Verlag dieser drei Stücke, im Juli 1835, übernahm. Nebenbei gesagt erhielt Grabbe hierfür das, was er am 1. März 1835 an Petri schreibt:

„Aschenbrödel und Hannibal haben mir nicht zuviel eingebracht, aber innerhalb ein Paar Monaten, worin sie neu geboren wurden, doch genug, alles in einander gerechnet (freie Miethe, Mittag, Theater, Freiexemplare 2c.) 230 Thlr. Gold, baar 150 Thlr., davon hab' ich heute noch 120 Thlr."

Noch ehe er mit dem Hannibal ganz fertig war, hatte er sich vorbereitet, sein Drama Hermann auszuarbeiten. Es war nämlich schon länger seine Lieblingsidee den deutschen Helden zu verherrlichen, und lag ihm, dessen eigentlicher Beruf die Heldenpoesie war, dieser Gedanke um so näher, da Hermann als frühster Held unserer Geschichte durch so vielfältige poetische Bearbeitungen auch so populär geworden ist.

und überdies, was Grabbe übrigens weniger bestimmte, seine Heimath für den Schauplatz der Thaten Hermann's gehalten wird. Nach Vollendung des Hannibal warf er sich auf die Ausarbeitung der vaterländischen Dichtung mit erneuter Begeisterung, mit aller Lust, die ihm noch übrig geblieben war, und brachte auch bald die Anlage und Eintheilung des Stücks und manche Scene zu Stande.

22.

Dieses erwünschte Verhältniß mit Immermann dauerte fast bis mitten in den Sommer 1835. Von hier an löste es sich aber allmälig auf. Immermann war nämlich eigentlich im Herzen kalt gegen Grabbe; ihn stieß dessen excentrisches Wesen, diese springende, blitzende, lachende Aufgeregtheit, die alle Augenblicke auf Abwege führte, eigentlich ab, sie war seiner innersten Natur zuwider, denn Immermann war ein ernster, gesetzter Mann, dem das groteske Haupt etwas unbehülflich auf den breiten, gedrungenen Schultern saß, dem eine gewisse Gewaltsamkeit Noth that, um sich zu genialen Sprüngen emporzubringen, der seine Dichtungen so zu sagen errungen hatte. Leute von dieser Natur sind immer gegen die etwas formlosen Genies unduldsam, wie wir dies ja auch bei dem berühmten Literarhistoriker Gervinus sehen; ich weiß nicht, ob es

davon kommt, daß sie die reizenden aber gefährlichen Seiltänze jener mit neidischen Augen ansehen, oder davon, daß der Ernst von selbst eine befehlerische Strenge mit sich bringt. Immermann hatte eigentlich an Grabbe kein höheres Interesse, als das eines Seelenarztes, wie wir das sehr deutlich daran sehen, daß er ihm Rollen zum Abschreiben gab, und ihn durch diese mechanische Arbeit von der Unthätigkeit, die er bei ihm voraussetzte, wieder zu einem gemessenen festen Wesen zurückbringen wollte.

Grabbe bat ihn nämlich, wie Immermann selbst erzählt, eines Tages, wo er sich „unmustern" und unaufgelegt zu freier Thätigkeit fühlte, um etwas zum Abschreiben, Immermann ergriff, ohne übrigens zu bedenken, wie sehr er ihn durch Gewährung der Bitte herabsetzte, diese Gelegenheit, um jene Cur mit ihm zu versuchen, gab ihm Töpfer's Hermann und Dorothee und ließ sich von einigen Rollen Copien bringen. Außerdem hatte der Düsseldorfer Hofpoet die schmerzliche Bemerkung gemacht, daß die Eigenthümlichkeit Grabbe's zu seinen aristokratischen Beziehungen so gar nicht passe und geeignet war, manche Störung herbeizuführen.

Ueberdies legte er auf die Grabbe'schen Poesieen eben keinen großen Werth, wenigstens hielt er sie nicht für würdig, eben so wie einige seiner eigenen Stücke, auf der Düsseldorfer Bühne aufgeführt zu werden,

wozu sie sich, wenn sie nur etwas bearbeitet wären, eben so gut, wie die seinigen, geeignet hätten. Die literarische Thätigkeit Grabbe's brauchte er eigentlich nur dazu, um das Düsseldorfer Theater als das Mustertheater in ganz Deutschland auszuposaunen. Ihm war nämlich die Direction desselben übergeben und wie dieser Epigone so Vieles von Göthe angenommen hatte, und in und durch sich wieder zu erzeugen strebte, so suchte er auch die Blüthezeit des Weimarischen Theaters in Düsseldorf wieder aufleben zu lassen.

Grabbe wurde hierüber nach und nach aufgeklärt, und fand sich dann, wie leicht zu ermessen ist, tief verletzt, ja er schämte sich gewissermaßen über die Herzenswärme, mit welcher er sich dem hohen Immermann genaht hatte. Er zog sich deshalb mehr und mehr zurück und während er sich dagegen wieder an das Leben in Wirthshäusern gewöhnte, indem er hier mit den jungen Schöngeistern zusammentraf, die ihn immer umschwärmten und von seiner einsamen Stube in der Ritterstraße abholten, bekam seine Mißstimmung gegen Immermann von Tage zu Tage neue Nahrung. Wenn er nämlich in dieser oder jener Weinstube durch seine barocken Aeußerungen und Kraftwörter Aufsehn und Bewunderung, mitunter auch bei befangneren Seelen Scandal und Aergerniß erregt hatte, wie z. B. durch die Bemerkung: „Christus ist ja doch nur ein Judenjunge", suchten die jungen Leute ihm zu gefallen, in-

dem sie Immermann herabsetzten und ihm jedes miß-
liebige Wort, welches derselbe über ihn gesprochen
haben mochte, hinterbrachten. Grabbe's Phantasie
wurde geschäftig, er sah bald seine ganze Stellung zu
letzterem in dem schwärzesten Lichte und in dieser
Stimmung suchte er dann jede schwache Seite an
Immermann auf, um sich über ihn und sein Theater-
personal öffentlich lustig zu machen.

Dagegen wurde nun wieder Immermann, wenn
ihm schon anfangs das Wegbleiben Grabbe's und das
Aussetzen seiner gewöhnlichen Besuche verstimmt hatte,
durch die Angriffe gegen seine Person und das Theater-
personal auf das heftigste gereizt. Es wurde mir von
Schauspielern, die damals in Düsseldorf gestanden
haben, erzählt, daß er oft in den Proben wie außer
sich gewesen sei und sich in den leidenschaftlichsten Aus-
drücken gegen Grabbe geäußert habe, wenn ihn dieser
einmal wieder zur Zielscheibe seines beißenden Witzes
gemacht hatte.

Die Verstimmung zwischen beiden kam dahin, daß
Immermann an Grabbe einen Brief schrieb, der noch
existirt und den ich gelesen habe, worin er ihm seine
Wohlthaten vorrückt, und ihn daran erinnert, daß er
die Gerichte anrufen könne, um seine Angriffe zurück-
zuweisen.

Daß unter solchen Umständen jeder weitere Ver-
kehr unter beiden völlig aufhörte, ist leicht zu denken.

Es wäre nun wohl natürlich gewesen, daß Grabbe Düsseldorf verlassen und sich wo anders ein Asyl gesucht hätte, allein der Gedanke, sein Drama „die Hermannsschlacht" beim Buchhändler Schreiner, mit welchem er durch den Verlag des Hannibal genauer bekannt geworden war, drucken zu lassen, war es, was ihm noch in Düsseldorf festhielt.

Anfangs ging es ihm auch noch leidlich. Sein gesellschaftlicher Anhalt war ein genialer junger Componist, Norbert Burgmüller, der fast jeden Nachmittag auf dem Drachenfels, einem Wirthshause in Düsseldorf, mit ihm zusammentraf, ferner der Dr. Runkel, der Redacteur des Hermann, der ihn häufig in seiner einsamen Stube besuchte und ihm viele Theilnahme bewies, und vorzüglich der Buchhändler Schreiner, mit dem er in vielfachem brieflichen Verkehr stand.

Auch mit Achenbach und mehreren Düsseldorfer Malern soll er auf vertrautem Fuß gestanden haben, wiewohl ich nicht glaube, daß er an deren Kunst sehr großen Antheil nahm, da ihn eigentlich nur das Leidenschaftliche, Rednerische, Sprechende anzog, und er zu wenig Ruhe hatte, um sich in die Schönheiten eines Gemäldes zu vertiefen.

Noch manche dichterische Pläne wurden gefaßt. In dieser Beziehung schrieb er: Mein Eulenspiegel wird ein tolles lustiges Thier. Dann im edelsten Vers-

maaß Alexander der Große und dann, leb' ich noch so lange, in sicher erhabener Art, Christus.

Für die beiden letzteren Dramen wurden schon manche kleine Scenen aufs Papier geworfen, die von seinem noch immer hochfliegenden Geiste einen deutlichen Beweis geben.

Er hatte auch noch sonst Erwartungen von der Zukunft und sorgte für dieselbe. So schreibt er an seine Mutter:

„Auf den Garten kannst Du nöthigenfalls (ich schicke Dir aber gewiß bald, bald) borgen, nur verkauf' ihn nicht; ich will einst da wohnen, in einem kleinen Häuschen, — — ich hänge an der Laube rc."

Indessen gerieth er doch bald in eine immer trübseligere Lage. Die Krankheit nahm immer mehr zu und zehrte seine äußere Hülle immer mehr ab. Indem er so mit der Hinfälligkeit seines Körpers rang, verlor er die Lust am Arbeiten und saß die meiste Zeit auf seiner Stube, ohne eigentlich etwas zu befördern. Er wurde also auch mehr und mehr unfähig, sich durch schriftstellerische Arbeit seine Subsistenzmittel zu erwerben. Man wird einwenden, wenn auch sein Drama nicht schnell fortwuchs, so konnte er ja bald einige leichte Journalartikel schreiben. Aber schon bei gesunden Tagen war es ihm schwer, lang und behaglich sich zu äußern — es mußte ihm vielmehr kommen und anfliegen und dann wurde es in kurzen centnerschweren Sätzen hin-

geworfen — wie viel weniger konnte er also jetzt leichtweg etwas zu Papier bringen! Er war genöthigt, auf das Honorar für den Hermann, der noch geschrieben werden sollte, aufzunehmen, und außerdem Schulden zu machen, die übrigens bei seinen geringen Bedürfnissen nicht groß wurden.

Dazu kam, daß seine Frau, welche von seinen verschlimmerten Verhältnissen in Düsseldorf gehört hatte und nun befürchten mochte, daß seine Schulden aus dem von ihr verwalteten Gemeingut bezahlt werden müßten, jetzt die leidenschaftlichsten Schritte that, um die Ausschließung der Gütergemeinschaft zu erzwingen. Sie schrieb an Immermann, der ihr übrigens den Brief zurücksandte, ohne sich in die Angelegenheiten zu mischen, sie schrieb an Schreiner und noch mehrere andere Personen in Düsseldorf und forderte sie auf, Grabbe zur freiwilligen Ausschließung der Gütergemeinschaft zu bewegen, oder ihr Mittheilungen über seinen Lebenswandel zu machen, indem sie hoffte daraus Beweise zu finden, um ihn gerichtlich der Verwaltung des Vermögens entsetzen zu können.

Dazu kam ferner, daß seine Mutter ihm wieder Klagebriefe schrieb und von ihm Unterstützungen begehrte, auch einmal selbst den Plan ankündigte, nach Düsseldorf zu ihm ziehen zu wollen.

Grabbe war von Allem dem sehr angegriffen. Er verlor den Muth und arbeitete fast gar nicht mehr.

Schon des Morgens gegen zehn Uhr verließ er seine Stube, wo ihn alle Briefe und Schriften anwiderten, begab sich nach dem Drachenfels und verdämmerte hier mit Norbert Burgmüller, der ebenfalls mit der Welt zerfallen war und keine Ruhe finden konnte, den ganzen übrigen Tag. Es muß ein trostloser, niederschlagender Anblick gewesen sein, wenn man diese zwei lebensmüden Genies neben einander sitzen sah. Sie saßen sich oft stundenlang gegenüber und keiner sprach ein Wort; ihren Schoppen Wein vor sich, saßen sie, den Kopf auf die Hand gelegt und sahen sich an, oder waren über den Tisch gebückt und schliefen. Bisweilen schoß dem einen oder dem andern noch ein toller, wilder Einfall durchs Gehirn zum großen Staunen der Gäste, die sich nicht selten eingefunden hatten, um diese ausgebrannten Vulkane zu sehen und sich daran zu weiden, wenn noch einmal ein Glimmer hervorgeworfen wurde.

Das ging so fort bis ins Frühjahr 1836, wo Grabbe auf dem Punkte stand, aus Dürftigkeit, Seelenschmerz und Krankheit zu Düsseldorf im eigentlichsten Sinne des Worts zu Grunde zu gehen.

Da mußte Norbert Burgmüller seiner Gesundheit wegen nach Aachen ins Bad reisen und starb hier plötzlich am 7. Mai 1836.

Die Nachricht hiervon ergriff Grabbe ungemein, er hatte jetzt keine Ruhe mehr in Düsseldorf und das

brachte seinen Entschluß zur Reise, sich in das Nothwendige zu fügen und nach Detmold zurückzukehren, was ihm sonst ein schrecklicher Gedanke gewesen war.

Grabbe schrieb an Petri nach Detmold einen Brief, der sehr traurig und das Zeugniß einer tiefen Entmuthigung war. Als ich ihn zum ersten Mal las, durchfuhr mich ein Entsetzen und ich rief unwillkürlich: Grabbe, Grabbe! um Gotteswillen — wo ist Dein Stolz! Er schrieb, soweit meine Mittheilung reichen kann, er habe erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, dazu sei er aber noch wohl zu gut, nun wolle er in seiner Heimath sein Ende abwarten, das nicht lange mehr ausbleiben werde. Petri möge ihm sechs Louisd'or schicken und in Detmold ein Stübchen miethen, dann denke er sich mit Abschreiben seine geringen Bedürfnisse zu verdienen. Seine bisherigen Bekannten unter den Advocaten würden ihm ja wohl zum Abschreiben geben. Petri schickte ihm die sechs Louisd'or mit umgehender Post, schrieb ihm, wenn er nur einigermaaßen selbst wolle, könne er sich in Detmold gut genug halten und darauf kehrte Grabbe hierher zurück, ich glaube gewiß mit beklommenem Herzen. Ich weiß, als er über den Lippischen Wald herüberfuhr und zum ersten Mal wieder das kleine freundliche Detmold zu seinen Füßen erblickte, da wird sein Gesicht sich verzogen, da wird er an seinen Gliedern gezittert haben. Also mußt Du in all die Widerwärtigkeiten, denen

Du entfliehen wolltest, wieder hinein! Wie freute ich mich, als ich damals dem Neste den Rücken zugekehrt hatte. Welche Hoffnung! Alles vorbei! Und welcher Empfang wartet meiner! Wie ertrag' ich die schadenfrohen Blicke! Wenn nur keiner von meiner Rückkehr spräche! Und was sagt Deine Frau! Ha, Deine Frau! Ich möchte wieder umkehren. Aber wohin? Du bist ruinirt an Leib und Seele — und die Thränen werden ihm in die Augen gekommen sein, wenn er noch Thränen hatte.

23.

Den Tag nachher, als er zurückgekehrt war, kam ich Nachmittags auf die Ressource. Es waren mehre junge Leute dort beisammen und es hieß: Weißt Du's schon? Grabbe ist wieder hier. Ja wohl, sagte ein anderer, er ist gestern im Einspänner angekommen, wie man hört, in sehr kläglichem Aufzuge, das nimmt ein trauriges Ende. Er ist übrigens nicht bei seiner Frau, sondern in der Stadt Frankfurt abgestiegen. — In Düsseldorf, sagt man, sind die Kinder auf der Straße hinter ihm hergelaufen und im Wirthshause hat man ihn aufgezogen, ihn wie einen Verlaufenen behandelt. — Die Gäste haben sein tolles Geschwätz satt gehabt und der Wirth soll ihm das Haus verboten haben. — Aber wie reimt sich das mit seinem Ver-

hältniß zu Immermann und seinem vornehmen Umgange? — Ach, er ist nie in vornehmer Gesellschaft gewesen! Wie kann sich denn dieser verrückte Mensch in vornehmer Gesellschaft benehmen! — Mich soll wundern, ob er wohl zu seiner Frau zieht und ob diese ihn aufnimmt. — Das muß sie wohl!

Mittlerweile hatte einer auf die Straße gesehen und rief nun: Sieh, da geht er hin! Wo, wo? und Alles drängte sich an die Fenster.

Und er ging dahin, ein trauriger Aufzug. Seine Kleidung schien sehr abgetragen und saß sehr nachlässig; der braune Frackrock war hinten am Ellenbogen schon ziemlich weiß geworden und die weite schwarze Hose wehte sehr melancholisch um seine dünnen Beine; die dunkle Weste war bis unter dem Halse zugeknöpft, seine grobe Halsbinde ließ nichts Weißes sehen und auf dem Kopfe trug er eine alte grüne Mütze. In seinem ganzen Körper war kein Halt, er wankte so, daß man fast befürchten mußte, er möchte umfallen; nur langsam bewegte er sich fort, nach seiner Weise, wo er die Spitzen der Füße, wie zufühlend voraussetzte, was übrigens nicht von einer Schußwunde im Duell gekommen war, wie mehrere Aufsätze gemeldet haben, denn Grabbe hat sich nie duellirt, dazu war er in Worten wohl kühn genug, aber nicht in der That.

Gott, wie betrübt! Nein so traurig hätt' ich mir's nicht vorgestellt! sagte man. Der lebt keinen Monat

mehr, es ist aus mit ihm. Uebrigens ist es nur gut, er sehnt sich gewiß auch selbst nach dem Tode. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Rum! —

Inzwischen kam er an ein Paar Knaben vorbei, welche ihm aus dem Wege gingen, ihn anstaunten und die Mützen zogen.

Als er durch Abnehmen seiner Mütze wieder grüßte, konnte man wahrnehmen, wie sehr ihm das Haar ausgegangen war, sein Kopf war beinah kahl, nur hin und wieder flatterte eine einsame Locke im Winde. Dabei lag auf seinem abgemagerten Gesichte eine tiefe Blässe, eine dicke Finsterniß lagerte sich auf seiner hohen Stirne, ein Gewitter um den Olymp, aber die Blitze seiner Augen waren sehr matt.

Sieh, er fällt vor Mattigkeit. — No — no; es geht noch einmal. Ach, grad wie ein Landläufer.

Nun soll mich wundern, versetzte man wieder, ob er nicht zu seiner Frau geht. — Sicher will er zu seiner Frau. — Das wird Auftritte setzen. — Sie läßt ihn nicht ins Haus, sie schließt die Thür ab. — Biegt er nicht um? — Es ist ein tolles Weib und die zwingt ihn mit dem kleinen Finger. — Ich möchte den Auftritt sehen, wenn er zu ihr kommt. — Nein, er biegt nicht dahin, er geht die Straße hinauf. — Ah, da will er unbemerkt von hinten kommen, sieh, er geht in die Straße, wir wollen sehen. —

Wenn man das wunderliche Leben Grabbe's an-

steht, so möchten in manchem Betracht diese leichtfertigen Reden über ihn verzeihlich sein; ich hatte indessen das tiefste Mitleid mit ihm, es war ja ein Anblick zum Herzzerreißen, zum Weinen. Wo ist der Geist der Schlachten, der Eroberer und Weltregierer!

Grabbe ist übrigens, wie ich später erfuhr, nicht zu seiner Frau gegangen, sondern hat auf diesem seinem ersten Ausgange seine Mutter besucht, welche schon damals sehr eingezogen bei einer entfernten Verwandten lebte, die sie früher angenommen hatte. Grabbe hing sehr an ihr, wenn sich seine Zärtlichkeit auch meistentheils auf sonderbare Weise äußerte und seine Schmeicheleien einem fremden Ohre mitunter als die größte Rohheit erscheinen konnten, denn er vermochte gegen kein einziges Wesen recht herzlich anschließend zu sein, und suchte bei aufbrechenden Gefühlen der Zärtlichkeit die Unruhe darüber, daß er sich nicht recht zu geben wußte, in ungestümen Reden und Handlungen zu verbergen. Man sagt, als er in die Stube getreten, wäre sein erstes Wort gewesen, ob es wahr sei, daß seine ehemalige Braut gestorben sei, und als seine Mutter mit ja geantwortet, wäre er dieser weinend um den Hals gefallen und habe sich überhaupt sehr weich und gerührt bewiesen. Er sagte sich gewiß: Ach, warum bin ich nicht mit ihr verbunden, mit dieser guten Seele, und wenn früher seine Liebe auch nicht besonders tief gewesen war, so ist doch dieses sehnsüchtige, leidenschaft-

liche Zurückwerfen in die Erinnerung aus dem gänzlichen Erliegen unter der Gegenwart, aus dem hoffnungslosen Blick in die Zukunft, aus dem Schmerze darüber sehr wohl erklärlich.

24.

Da Grabbe zu seiner Frau nicht ziehen wollte, wohnte er nun im Gasthause, wo er übrigens so hindämmerte, ohne sich über seine Zukunft einen bestimmten Plan gemacht zu haben; er schien abwarten zu wollen, was das Schicksal über ihn verhänge. Die meiste Zeit hielt er sich in der Wirthsstube auf, saß hier gewöhnlich mißvergnügt an einem Seitentische und mischte sich wenig ins Gespräch, meistentheils nur wenn seine Bekannten da waren. An der table d'hotes aß er gemeiniglich nicht, denn bei seiner krankhaften Zerrüttung war ihm fast aller Appetit zu Speisen vergangen. Er erhielt sich größtentheils nur durch etwas Spirituoses oder Bier, war übrigens in dieser Zeit im Genuß von geistigen Getränken äußerst mäßig.

Er arbeitete wenig. Des Morgens nahm er wohl dies oder jenes Journal, dies oder jenes Buch, wie es ihm der Zufall zuführte, in die Hand und blätterte darin, zu einem anhaltenden Lesen kam es aber nicht. Schon ehe er von Detmold wegzog, hatte er zu dauernder Beschäftigung mit fremden Werken

keine Ruhe, um wie viel weniger jetzt, wo sein Körper so gänzlich krank war. Es ekelte ihn bald alles Lesen an und so wurde jedes Buch, welches er nahm, bald mit Verdrießlichkeit weggeschleudert. Die Ausführung seines Hermann, den er größtentheils schon in derselben Gestalt mitbrachte, wie er jetzt gedruckt vorliegt, lag ihm sehr am Herzen. Aber auch zu dieser Ausarbeitung fehlte es ihm an rechter Dauer. Wie konnte er auch jetzt anhaltend dichten, wo er seine Lebensgeister vermöge seiner körperlichen Zerfallenheit eigentlich gar nicht bei einander hatte. So las er seinen Hermann freilich häufig durch und fügte hier oder da einen frappanten Zug hinzu; aber von der Vollendung wurde er durch seine Ungeduld weggetrieben.

Auffallend war bei ihm in dieser Zeit eine allgemeine wunderbar weiche Stimmung. Er blickte sich sehnsüchtig um nach Liebe und Theilnahme und hätte einem jeden um den Hals fallen und ihm seine volle Seele aufdecken mögen. Es kam wohl vor, daß er mit diesem oder jenem, welcher theilnehmend auf seine Lage einging und über seine Poesien mit ihm sprach, eine ganze Nacht in der Wirthsstube durchsaß, und ihn nicht eher losließ, als bis die Lichter ganz herabgebrannt waren. In solcher attischen Nacht sprach er dann von seiner Poesie sehr gern, aber er sprach mit einem gewissen Schmerz, als ob er selber über das Riesenmäßige seiner Schöpfungen erschreckt wäre.

Er war darin jetzt ganz anders als sonst, wo übrigens auch, wie wir das schon bemerkt, sein gutes Herz nur von den Bizarrerien überwuchert war. In seinem Innern, wenigstens tief nach Innen, lebte immer ein schöner edler Sinn, der nach freundlichen edlen Lebensverhältnissen das heißeste Verlangen trug; und sein anspruchsvolles und spöttisches Ich wohl hätte etwas anders haben mögen, wenn's nur gegangen wäre, denn wer kann gegen seine Natur!

Je weicher indessen Grabbe jetzt gestimmt war, desto mehr mußte er der Wirthshausgesellschaft gegenüber leiden; er mußte hier nämlich oftmals sehr große Härten anhören, die um so drückender waren, da er nicht wie früher die Kraft besaß, durch augenblickliche und treffende Repliken jedem Angriffe, jeder Neckerei auf den Kopf zu schlagen.

So war ich eines Abends im Gasthause zugegen, es war gerade zu einer Zeit, wo die Lippischen alten Landstände, d. h. Ritterschaft und Städte in Detmold versammelt waren, um die neue landständische Verfassung, wozu auch der Bauernstand zugezogen ist, anzunehmen. Die meisten Mitglieder waren gegenwärtig und es hatten sich, wie das bei solcher Gelegenheit zu geschehen pflegt, aus der Stadt viele schöne Geister eingefunden, um von den Ereignissen des Tags zu hören. Grabbe hatte sich auch in die Gesellschaft gemischt und sich zunächst zu einem Kreise am untern

Theil des Tisches gesetzt. Wo er sich sehen ließ, bildete er gewöhnlich den Mittelpunct der Unterhaltung, und so kam denn auch durch seine Veranlassung die Rede bald auf Literatur. Es wurde von unsern ersten Geistern gesprochen und da äußerte man denn, obgleich Grabbe dabei saß, so unverhohlen, als ob sich das von selbst verstände: seit Göthe gestorben, haben wir doch keine einzige eigentliche Größe mehr, etwa Tiek ausgenommen. Das verursachte für Grabbe, welcher doch gewiß das Bewußtsein, als eine der ersten Größen unter den damals lebenden Dichtern mitzuzählen, nicht aufgegeben hatte, einen empfindlichen Schmerz, und daß er ihn nicht überwinden konnte, sah man daran, daß er empört und wie mit zischenden Blicken auffuhr. Ha, Tiek, ja ich bin größer, als er, ich steige mit jedem Tage, er sinkt hinab. — Was ist denn Tiek? —

Das Gespräch ging indessen weiter und Jemand versetzte: Ich meine, Du hättest bei Deinem Aufenthalt in Dresden Tiek's Tochter heirathen sollen! Warum bist Du darauf nicht eingegangen?

O, die! antwortete Grabbe sichtbar verlegen — aber klug ist sie! Die schreibt alle das Zeug, was Tiek herausgiebt. Wenn ihr Tiek heute die Idee angiebt, hat sie morgen zwei Bogen fertig.

Darauf versetzte ein Anderer: Nun, das könnte Deine Frau ja auch: — und wenn Du erst todt bist,

wird sie Dein Leben breit genug beschreiben, sie wartet gewiß schon auf Deinen Tod.

Hierauf verbreitete sich das Gespräch weiter über Grabbe's Frau und es wurde des unglücklichen Verhältnisses gedacht, in welchem er schon vor seinem Weggange von Detmold im Jahre 1834 mit ihr lebte. Es wurde gegen Grabbe geäußert, er wäre nicht energisch genug gegen seine Frau aufgetreten.

Was, rief Grabbe, ich werde mich schon als Mann zeigen! Auf diese Worte versetzte Jemand: Das ist es gerade, was sie verlangt; und mehrere im Kreise zogen eine lächerliche Miene. —

In dieser Weise behandelte man ihn.

Uebrigens muß man bei diesen Scherzen wohl berücksichtigen, daß Grabbe sie durch sein früheres Benehmen selbst möglich gemacht hatte, indem er überall den burschikosen losen Ton anstimmte. Zudem wußte nicht Jeder von seiner jetzigen weichen Stimmung und hielt ihn stärker, als er war.

25.

Die vornehme Welt von Detmold hatte im Juni 1836 eine Landparthie auf eine der Höhen des Teutoburger Waldes gehalten und war am Abend in der Dunkelheit zu Fuß wieder zurückgekehrt. Die jungen Leute fühlten sich nach der Zurückkunft in die Stadt

noch zu aufgeregt, um sich in's Haus zurückzuziehen; es war nämlich oben sehr lebhaft gewesen, die militärische Hornmusik war schmetternd vor dem Zuge vorausgegangen, man hatte Raketen in die Luft aufsteigen lassen und Mancher war am Arm seiner schönen Dame in der Unterhaltung warm geworden. Nachdem also die Damen zu ihren Wohnungen begleitet waren, begaben jene sich in das M....sche Gasthaus, wo eben Grabbe nach seiner Zurückkunft von Düsseldorf logirte. Es ging hier ziemlich munter her, es wurde getrunken, gesungen, gewürfelt, eine Anekdote holte die andere und die Champagnerkörke flogen, Alles war in hohem Grade ausgelassen an der langen Tafel, welche mitten durch die Stube geht. Das hatte schon eine lange Weile gedauert und es mochte wohl gegen zehn Uhr Abends sein, als es Grabbe noch eingefallen war, herunter zu kommen und sich in diesen lärmenden Kreis zu mischen. Er war ganz still mit einer verdrießlichen Miene in die hintere Thür des Zimmers hereingetreten und hatte sein Licht im Hintergrunde der Stube auf den Tisch gesetzt. Bei der Landparthie war er nicht zugegen gewesen, daran hatte er bei seinem kümmerlichen Zustande wohl nicht einmal gedacht, er hatte vielmehr des Nachmittags allein in der leeren Gaststube zugebracht und sich gelangweilt. Als ihn nun einige von der Gesellschaft erblickten, hieß es: He Grabbe, wo kommst Du her so spät? He, Banko's

Geist! und Mancher konnte ein spöttisches Auflachen nicht unterdrücken. Grabbe wankte langsam heran, versetzte mißlaunig: Ach laßt mich, ich bin eben aufgestanden, und wollte nur noch ein halb Oertchen — Kellner! noch eine Idee! und er ließ sich still am untern Ende des Tisches nieder. Dann wandte man sich von ihm wieder ab und der Lärm ging fort in ausgelassener Fröhlichkeit. Schon für einen gesunden Menschen ist es ein unheimliches Gefühl, nüchtern in den Kreis weinfroher Leute hinein zu gerathen, schon ein solcher fühlt da unerquickliche Leere in sich, wie vielmehr mußte dies bei Grabbe der Fall sein, der so krank, matt und abgespannt war. Für ihn war der laute Jubel der Gesellschaft das Abbild der hartherzigen Welt, welche von Muth getragen dahin fährt, sich nur um das bekümmert, was mitmacht und Alles das, was nicht mitmachen kann, mit seinem Schmerze allein läßt. Man hätte deshalb denken sollen, Grabbe würde sich resignirend zurückgehalten haben. — Jemehr er aber seine Mattigkeit empfand, desto mehr fühlte er sich innerlich aufgefordert, sich aufzuraffen und geltend zu machen. Es wurden frohe Lieder gesungen. Da erhob er seine Stimme. Nun laßt uns einmal das Lied: Marchons ça ira singen, nun! und er stimmte selbst an mit finsterer hochgestimmter Feierlichkeit. Es nahmen aber Wenige Theil, da rief er wieder: He, — S — — stimm' doch ein! S —

stimmte nun auch mit ein und noch einige Andere folgten ihm. Der Gesang war aber äußerst gezwungen; die politische Begeisterung war damals schon lange vorüber und G— konnte sich bald das Unpassende des Gesanges und den Mangel im Vortrage nicht verhehlen und lachte auf, plötzlich abbrechend. Ein Anderer, der des Zwanges ebenfalls überdrüssig war, sagte darauf: Ei was! ein ander Lied! — und es jauchzte und rauschte bald etwas Anderes, etwas Lustiges und Tolles und Grabbe konnte nicht weiter durchdringen und ward vergessen. Das schmerzte ihn außerordentlich, erinnerte ihn wieder an sein Unglück und er sah eine Weile niedergeschlagen vor sich nieder. Dem Hauptmann R—, welcher neben ihm saß, dauerte dies, derselbe ist ein höchst gutmüthiger Mensch mit einem wohlwollenden Herzen, und mochte sich auch mancher glücklichen frohen Stunde, welche früher mit Grabbe durchlebt war, erinnern, er setzte also die Ellenbogen auf den Tisch und sagte lächelnd zu ihm: Nun, wie ist's, Grabbe, hast Du den Hermann bald fertig? Das schlug erhellend in die Seele des Gefragten hinein und erquickte ihn, weckte aber auch gleich den Gedanken in ihm, sich durch Erinnerung an seine literarischen Arbeiten ein Ansehen wieder zu gewinnen. Er fing also in seiner hastigen Aufgeregtheit über seinen Hermann zu reden an und schleuderte mit den Worten um sich: Ja Hermann's Thusnelda

wird wie die Meierfrau vom Sültehofe, die Sache gefällt mir außerordentlich, und Alles ganz lebensfrisch; Detmold kommt auch darin vor und wahrhaftig auf eine brillante Art. — Noch ein Paar Andere, welche in Grabbe's Nähe saßen, hatten sich in dies Privatgespräch hineingemischt und sich nach Grabbe's Hermann erkundigt, das hatte dem letztern noch mehr Muth gegeben und er sagte also in hitziger Uebereilung: Wollt ihr's hören, ich will's vorlesen; er wandte sich auch nach dem obern Ende des Tisches, wo noch immer fortgewürfelt wurde, und fragte an, ob man zuhören wollte. Bei einiger Ueberlegung hätte er finden müssen, daß Zeit und Ort zum Vorlesen ganz übel gewählt wären; wie kann man mitten in der Nacht bei einem Schwarm halbberauschter Menschen Theilnahme an einem Drama verlangen? Auch hätte ihn die Antwort derer, die am obern Ende saßen, bald davon überzeugen müssen, denn man nahm wenig Notiz von ihm und rief: Ja, morgen, laß heute das dumme Zeug, komm, trink, sieh' hier ein Glas Champagner! Grabbe mochte selbst auch wohl eigentlich das Unpassende einsehen und von dieser Antwort übel betroffen sein, er war aber von einer einmal gefaßten Idee zu leicht fortgerissen, und als ihn nun der Dr. R— mit den Worten ermunterte: Komm, wir hören's, hol's herunter, das Manuscript, komm, ich gehe mit, komm' her, da ließ sich Grabbe verführen. Er ging

mit dem Dr. R—, der ihn auf den Rücken nahm, um ihn die Treppe hinaufzutragen (allerdings eine komische Situation) hinauf und bald kamen die beiden mit dem Manuscripte wieder herunter. Grabbe fing nun an zu lesen, imposant und declamatorisch, wie es immer seine Art war. Er hatte aber nur wenig Zuhörer, nur etwa drei oder vier um ihn horchten zu, entweder aus Gutmüthigkeit, oder weil sie in ihrer Unschuld es für eine hohe Ehre ansahen, zu Richtern über einen solchen Geist gesetzt zu werden. Die Uebrigen lärmten und spielten fort und laut schallten die Worte: Wie hoch? 11. 13. nä, nä nun komm' ich, ich hab's, wer hält's, ich halt's, wer hat die Vorhand! Durch den Lärm wurde die Vorlesung fast ganz gestört, die Zuhörer konnten, wenn sie auch weit auf den Tisch sich vorbogen, doch kaum Grabbe's Worte verstehen; dazu rief der eine oder andere von denen, die am obern Ende des Tisches zechten, laut herüber: Setzt doch das Lesen aus, trinkt lieber, es ist ja doch nur dummes Zeug! Die Vorlesescene gewann in der That ein gar klägliches Ansehen, so daß nun auch Grabbe bald die vollkommene Ueberzeugung gewann, wie er sich vergriffen habe. Er konnte an nichts Anderes denken, als an die Thorheit, welche er begangen, gerieth darüber in eine große Unruhe, fing an, Blätter zu überschlagen, und hier und da zu suchen, und äußerte wieder dazwischen: Nein, heute geht's doch

nicht, aber bald, wenn meine Frau sich gut macht, in meinem Hause, da will ich Euch alle laden. Dann brach er plötzlich ab, schlug die Blätter zu und blickte vor sich nieder. Gott, dieser Augenblick hatte für Grabbe etwas überaus Beschämendes und Niederschlagendes. Das fühlten auch Diejenigen, welche ihm zugehört hatten, es wagte Keiner von ihnen ein Wort zu sagen, und verlegen senkten sie ihre Blicke nieder oder kauten an ihren Nägeln. — Ja, Grabbe fühlte sich sehr unglücklich. Er hatte sich bei seinem innern Vorwurf der Schwäche, von der er sich immer retten zu müssen glaubte, die Zuneigung der Herzen hier erobern wollen, hatte aber wiederum fehlgegriffen oder doch keinen Anklang gefunden. Da erwachte in ihm die ganze Erinnerung seiner Leiden. Er dachte sich wieder seine unglückliche Entlassung, die Verfolgung und Theilnahmlosigkeit seiner Frau, welche beide Dinge ihn früher von Detmold weggejagt, sein unstätes Umherirren von Land zu Land, er sah sich ausgestoßen über die Welt irrend, ohne Heimath; und daneben konnte er sich doch nicht verbergen, daß er an vielem Unglück selber schuld war, daneben mußte er sich noch das traurige Geständniß machen, daß er den Muth verloren und nicht mehr die Kraft besaß, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu besiegen. Er nahm sein Manuscript vom Tische, knüpfte es unter seinen Rock und saß da unendlich trübselig vor sich

hinstarrend. Diejenigen, welche um ihn gesessen hatten, verließen ihn nach und nach und gingen entweder nach Haus oder stellten sich an das obere Ende des Tisches, so daß sein Alleinsein die Situation nur noch kläglicher machte. Das war ein Jammer, den ich nicht ruhig ansehen konnte; ich begab mich also zu ihm und ließ mich an seiner Seite auf einen Stuhl nieder. Gott, da konnte ich wohl gewahr werden, wie gewaltig es in ihm kämpfte! Kaum hielt er den Ausbruch seines Schmerzes nieder, so arbeitete seine Brust auf und ab, es war, als ob er Thränen in seinen Augen zerdrückte. Aus Ehrfurcht vor einem so gewaltigen Schmerz konnte ich anfangs nichts sagen, sondern ergriff nur seine Hand, die er mir willig ließ, zum Zeichen, wie ich seine Gefühle zu würdigen wisse und daran Theil nehme; ich glaube, ich drückte sie, denn ich war über den Vorgang gerührt; da drückte er mir die Hand krampfhaft wieder und rief auf's Tiefste bewegt: O dieser Händedruck war mir lieber als die ganze Welt! All' meine Schreiberei ist Quark, ich habe die Welt satt, ich wollte, daß ich todt wäre! Und seine Stimme sprang beinah' über in's Weinen. Als ich dann nach einer Weile versetzte, er möge doch nicht so verzweiflungsvoll sprechen, wenn er erst Pflege habe, würde er sich erholen, es gehöre nur dazu, daß er aus dem Wirthshaus herauszöge, er solle zu seiner Frau ziehen, die ihn wieder aufnehmen müsse, denn

denn ihm gehöre das Haus und das Vermögen; da rief er wieder krampfhaft auffahrend: Ha, meine Frau! ja das muß sie, und es ist ein Schurke, wer das Gegentheil behauptet! Was diese letzten Worte betrifft, so war Niemand, welcher sein Recht bestritt, aber er grübelte in jedem Augenblick darüber, mit zitterndem Verlangen wünschte er aus der Unruhe seiner gegenwärtigen Lage im Wirthshause herauszukommen, und dabei wagte er nicht gegen seine Frau aufzutreten, dazu fühlte er sich viel zu schwach, eben weil er selbst an seinem Rechte zweifelte, fuhr er auf in solcher Entrüstung.

Wir saßen so eine lange Weile, meine Hand in Grabbe's Hand ruhend, da er die meinige nicht abließ und wenn wir freilich auch wenig sprachen und vielmehr nur eine abgebrochene und einsilbige Unterhaltung führten, denn wie hätten sich für solche Erregung viele Worte gepaßt, würde sich Grabbe bald vollkommen beruhigt haben, indem die stille Theilnahme auf ihn eine sehr heilsame Wirkung äußerte. Aber da trat eine ganz unglückliche Störung ein. Als nämlich einer der Zechenden, der am obern Ende gesessen und sich dort besonders laut gemacht hatte, vermißt wurde, da er sich im Stillen wegbegeben, entstand ein allgemeiner Aufbruch, und hierbei ging mancher Freund an Grabbe unfreundlich vorbei, ohne sich um ihn zu bekümmern, ohne ihm etwas Tröstliches zu

sagen. Der Prof. S. aber wandte sich, ehe er fortging, noch rasch an den Tisch, Grabbe gegenüber, und dessen bedauerungswürdiger Aufzug schien eine ganz lächerliche Bewegung in ihm hervorzurufen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob man ihm darüber einen Vorwurf machen könne, vielleicht war es sehr verzeihlich, denn Grabbe's Figur mochte allerdings etwas Lächerliches an sich haben. Man denke sich eine schlaffe, zusammengesunkene Gestalt, aus deren Rock vor der Brust ein ungeheurer Stoß von Papieren hervorsteht, der beinahe das Gesicht beschattet, genug eine Art von Schadenfreude lachte auf in S.— und sein Mund zog sich wie ein krummer Säbel in die linke Wange. Darauf faßte er sich freilich sogleich wieder und warf sich gewaltsam in eine ernste Stimmung, aber er fügte doch mit herrischer Verdrießlichkeit hinzu: Ach was, schämt euch, was soll die Empfindsamkeit! Grabbe, mach' daß Du zu Bett kommst! — S.— schien also doch ganz die tiefe, wahrhafte Rührung Grabbe's zu verkennen und das verwundete diesen um so mehr, da er sonst gegen S.— große Achtung hegte und auf seine Theilnahme viel gegeben hätte. Grabbe antwortete nichts und war wie vernichtet, er mochte nun vollkommen denken, daß es aus sei mit der Welt. Er erhob sich mühselig, ging langsam aus der Stube und machte daß er hinauf kam.

Am andern Tage erzählte ein Reisender, der im

M.—schen Hause logirte, daß er fast die ganze Nacht nicht habe schlafen können, so sehr habe ihn ein Fremder auf der Stube neben ihm gestört. Mit dem Mann mußte etwas Fürchterliches vorgehen, sagte er. Er sprang aus dem Bette, das konnte ich hören, und rannte dann wie wild die Stube auf und ab, er sprach laut mit sich selbst und stieß die schrecklichsten Verwünschungen und Flüche aus. Ich möchte mich umbringen, ha die Welt, ja ich wollte, daß ich todt wäre! Dann wurde es etwas stiller und es schien mir, als ob der Hahn von einer Pistole losginge, ohne daß es jedoch einen Knall gab. Der Ton wiederholte sich mehrmals, es schien mir aber, als ob er mit der Pistole nur spiele. Sicher hat er die Absicht sich todt zu schießen, dachte ich mir, aber er hat nicht den Muth, seinen Entschluß auszuführen. Als er dann eine Weile den Hahn in Bewegung gesetzt hatte, rief er: Nein, das wäre gemein! und es wurde die Pistole gewaltsam auf die Erde geschleudert. Es war mir darauf, als hätte er sich über das Bett geworfen und laut geschluchzt und geweint. —

Der Fremde, welcher in diese fürchterliche Verzweiflung ausgebrochen war, war kein anderer als Grabbe. —

26.

Dieses Leben im Wirthshause konnte indeß nicht länger fortdauern. Die Unruhe und Unbestimmtheit, welche damit verbunden war, zehrte Grabbe auf. Er mußte sich entweder seiner Gattin freundlich nähern und zu ihr ziehen, oder sich sonst in einem Privathause einmiethen und einrichten. Lange schwankte er, welchen von beiden Wegen er einschlagen sollte; gegen den ersten hatte er noch immer die größte Abneigung und seine Frau gab allerdings auch kein Zeichen, daß sie seine Rückkehr zu ihr wünschte. Er war lange noch dazu geneigt, sich anderswo einzumiethen und erschien auch einmal mit einem Schlossergesellen unverhofft in seinem Hause, um sich gewaltsam in den Besitz der Obligationen zu setzen und die Mittel zu seiner Einrichtung zu gewinnen. Man hatte ihm nämlich im Gasthofe, wo man gewöhnlich seine häuslichen Angelegenheiten öffentlich mit ihm verhandelte, den Kopf warm gemacht darüber, daß seine Frau die Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens behalten, und ihn gegen jene aufgewiegelt. Uebrigens stand er bald von seinem Unternehmen ab, da er bemerkte, daß seine Frau sich verschlossen hatte. Wir übergehen diesen unangenehmen Vorfall, ohne seine Einzelheiten zu erzählen.

Endlich hielt er's für's Beste, wieder in seinen häuslichen Kreis zurückzukehren und machte die Ein-

leitung dazu freilich auf eine etwas wunderliche Weise. Er wandte sich nämlich an die Polizei und bat sie, es zu vermitteln, daß ihn seine Frau wieder in friedlicher Weise aufnähme. Ein Polizeidiener, ob aus eigenem Antrieb oder in Auftrag des Polizeichefs, weiß ich nicht, kam auch zu ihr und stellte ihr vor, ihr Mann sei ja so krank und elend, es wäre unmöglich, daß er noch lange lebe, ob sie ihn denn unter fremden Händen sterben lassen und nicht vielmehr ihn wieder aufnehmen und seine letzten Tage erleichtern wolle. Natürlich konnte sie darauf keine Widersprüche erheben und erhob sie auch nicht und ihr Gatte kehrte wieder zu ihr zurück.

Die Empfangsscene ist erwähnenswerth. Es war zwei Monate nach seiner Zurückkunft von Düsseldorf an einem Montag um drei Uhr Nachmittags, als Grabbe bei seiner Frau wieder einzog. Diese sah ihn in ihre Straße hereinkommen, sie ging ihm aber nicht entgegen, sondern blieb oben auf ihrer Stube und schickte ihre Magd herunter, um ihn unten an der Thür zu empfangen. Er gab jener finster die Hand und wurde von derselben in seine Stube geführt, die unten an der Hausflur lag. Hier nun setzte er sich erschöpft auf den Sopha und ließ seine Augen grollend in der Stube umherschweifen, ohne ein Wort zu sprechen. Er fror, obgleich es mitten im Sommer war und fühlte sich sehr unheimlich, ja die hellen Thränen

flossen ihm über die Wangen, er war tief betrübt. Deshalb suchte ihn die Magd zu bereden, er möchte doch mit hinauf zu seiner Frau gehen. Er gab endlich ihren Vorstellungen nach und folgte ihr ins obere Zimmer hinauf. Seine Frau war unterdessen weggelaufen und als er hereintrat, war die Stube leer. Grabbe setzte sich deshalb ins Sopha und wartete, bis sie wieder käme. Endlich kam sie an die Thür, wollte sich aber nicht herein verfügen und that dies erst, als sie von der Magd dazu aufgefordert war. Sie trat näher, indem sie sich zierte und lachte und die Hand vor das Gesicht hielt. Er sagte weiter nichts, als: Tag, Luzie, und ging auf sie zu, um ihr die Hand zu reichen. Sie verbiß sich das Lachen und reichte ihm eben die Fingerspitzen. Nun setz' Dich, fügte sie dann hinzu und Grabbe setzte sich schweigend, schlug die Beine über und wippte mit dem Fuße, wie es seine Gewohnheit war. Eine Unterhaltung wollte sich nicht anknüpfen, denn beide Theile hatten so viel gegen einander auf dem Herzen, daß ihre Sprache wohl stocken mochte. Nachdem er dann eine Weile so gesessen und während dieser Zeit ein Glas Wein getrunken, erhob er sich wieder, um, wie er sagte, einen Spaziergang zu machen. Aus dem Hause herausgetreten, wandte er sich indessen dahin, wo seine Mutter wohnte. Da blickte seine Gattin mit leidenschaftlichen Blicken hinter ihm her. Sieh, er will zu seiner Mutter, rief sie

aufgebracht, (sie hegte nämlich gegen Grabbe's Mutter eine tödtliche Feindschaft), sieh, wie ihm die Taschen hinten am Rocke steif hinstehen, da hat er das Geld darin, das will er zu seiner Mutter schleppen, so betrügt er mich um mein Geld. — Es fehlte wenig und sie hätte das Fenster aufgerissen und hinter ihrem Gatten her geschrien.

27.

Einige Zeit hierauf hatte Grabbe am Morgen zu mir gesandt, ich möchte ihn am Nachmittage besuchen. Ich ging zu ihm. Als ich an seinem Hause angekommen war, das bescheiden in einem abgelegenen Gäßchen lag, machte ich die Thür auf, es klingelte und ich trat auf die schmale Hausflur, an welcher rechts seine Stube gelegen war. Im Hintergrunde führte eine gewundene Treppe in die obere Etage hinauf, wo seine Frau wohnte. Es blieb still, es ließ sich Niemand vernehmen; ich klopfte an seine Stube an, auch kein Herein wurde mir geantwortet. So öffnete ich denn die Thür ohne weitere Umstände und trat ein. Auch in der Stube fand ich Niemand, diese war ziemlich öde, keine Gardinen hingen vor den Fenstern, die Stühle und Tische waren leer und bestaubt und es schien, als ob das Zimmer unbewohnt wäre. Ich wollte mich schon wieder zurückziehen, da rief aus

der offen stehenden Kammer eine kranke, sich aufraffende Stimme: Wer ist da? Ich ging näher, Grabbe war's, er lag im Bette, in einem großen Bette, das ehemals ein Gardinenbett gewesen, dessen Himmel aber abgenommen war, so daß die eichenen Pfeiler, auf welchen jener geruht hatte, wie einsame Säulen in die Luft standen. Grabbe's Zustand machte einen traurigen Eindruck. Ein einsamer Kranker, wie ein Klümpchen Elend in die Kissen gedrückt! Sein Gesicht war geschwollen, die dünnen abgezehrten Arme lagen matt über der Oberdecke und wenn er sie aufhob, geschah das so ohnmächtig, als ob sie gleich wieder hinfallen müßten. Daß es mit ihm zu Ende gehe, war augenscheinlich, der Tod untergrub schon seinen hinfälligen Körper. Nichts desto weniger war noch sein Geist gesund und sein Auge rollte lebhaft unter seiner hohen Stirn.

Sieh, bist Du da, sagte er erfreut und reichte mir die Hand. Hör', es ist mir lieb, daß Du kömmst. Warum ich zu Dir geschickt habe? Du sollst zu meiner Mutter gehen und ihr von meinem Krankheitszustande Nachricht geben; wenn ich von hier aus zu ihr schicke, so erfährt sie nichts, denn meine Frau fängt alle Bestellungen auf.

So? sagte ich, anfangs zweifelhaft über diese seltsame Angabe.

Ja, so ist's, gewiß, willst Du's nicht thun?

Gott, recht gern! Ich versprach ihm seinen Auftrag auszurichten.

No, fuhr Grabbe fort, nun setz' Dich, Du bleibst hier doch ein wenig? —

Ich blickte jetzt in der Kammer umher. Ein Sorgenstuhl stand zu den Füßen des Bettes, zwei andere Stühle waren neben dasselbe gezogen und auf diesen lagen Bücher, Papier und Federn, standen Biergläser und Dintenfaß, denn es war so seine Gewohnheit, beim Schreiben mußte er immer etwas zu trinken haben, er konnte auch nicht ununterbrochen schreiben — unter einem der Stühle stand ein Nachtgeschirr und neben diesem standen mehrere Flaschen Bier — er trank nichts andres als Bier in der letzten Zeit. — An der Wand, neben dem obern Ende seines Bettes, befand sich ein großes hohes Bücherbrett, in welchem nur etwa vier bis fünf Bücher und außerdem mehre Briefschaften und Papiere lagen, die mit Bindfaden zusammen gebunden waren. Alles dieses hatte schon eben nichts Erfreuliches, zudem schlug mir ein starker Qualm in der dunstigen Kammer entgegen, so daß es ziemlich unheimlich bei Grabbe war. Ich blieb indessen recht gern und nachdem ich mir erst die Erlaubniß genommen, das Fenster, welches auf einen engen, vom Tageslicht wenig beschienenen Hof hinaus ging, zu öffnen, ließ ich mich auf einem Stuhle neben dem Bette nieder.

Wie geht es denn, Grabbe? fing ich nun die Unterhaltung an.

Schlecht, recht schlecht, fuhr er auf, und seine Augen rollten finster. Wie kann es mir anders gehen in dem ewigen Aerger, ich bin umgeben von Zank, Bosheit, Mord. Ja, Mord; denk' Dir, neulich kommt meine Frau des Nachts und wahrhaftig, sie setzte mir ihre Krallen an den Hals und es fehlte nicht viel, sie hätte mich erdrosselt. Fast jeden Tag besucht sie mich, kommt schmeichelnd und liebkosend und das Ende ihres Besuchs ist Streit und Zank und daß sie lachend davon geht und mich liegen läßt. Ich werde mich noch an die Polizei wenden, ich werde mir beständig da in der Stube einen Kerl zu meinem Schutze halten, er kann die ganze Stube bekommen, an der Kammer hier habe ich genug, mein Leben ist gefährdet. Sieh, das Bischen an dem Klöwe hier, das ist das Ganze, was ich seit acht Tagen genossen habe, meine Frau schickt mir Essen genug, aber ich mag es nicht. — Nein. —

Ja, meine Frau, fuhr er dann fort, sie hielt mich an den Händen fest und mit höhnischen Blicken sagte sie: Jetzt könnt' ich Dich zwingen, Du hast mir genug geboten, ich könnte mich rächen. — — —

Welch ein Licht auf das Verhältniß Grabbe's zu seiner Frau! wenn dies freilich sich auch nur auf einen schadenfrohen Scherz bezieht, denn weiter ist, wie ich aus guter Quelle weiß, nichts vorgefallen.

Weiterhin versetzte Grabbe dann wieder: Ach, ich bin ein elender, gebrechlicher Mensch, wem geht's so schlecht als mir?

Auf diesen Ausruf versetzte ich, ob er denn nicht einen Arzt zu Rathe ziehen wolle, — er hatte nämlich bis dahin noch gar keine ärztliche Hülfe gesucht, ob aus Hoffnungslosigkeit, oder warum sonst, weiß ich nicht. Davon wollte er jedoch nichts wissen.

Was, rief er, einen Doctor brauchen? bleib' mir doch mit so dummem Zeuge weg!

Die Thür vorn im Zimmer öffnete sich nun. Da hob er den Kopf empor und fuhr wild auf. Wer ist da? Auch sonst war er wohl so fieberhaft aufgeregt. Es kam Jemand um zu sehen, ob er nichts begehre. Er verlangte ein Paar frische Flaschen Bier und ein Paar reine Gläser. Ah, Du rauchst auch wohl, wandte er sich hierauf an mich, bringen Sie auch ein Paar Cigarren. Das Verlangte wurde gebracht und dann drang er in mich, ich möchte doch trinken. No, nun trink doch, das kannst Du wohl thun.

Er selbst trank einen Schluck Bier, so wie er ihn aber herunter hatte, kam er auch sogleich wieder herauf und er zog das Nachtgeschirr hervor und brach hinein, so verdorben war sein Magen, er konnte nichts mehr vertragen. —

Obgleich ich mich gesetzt hatte, war Grabbe nun

noch immer besorgt, ich möchte mich gleich wieder entfernen und als eben die Trommeln und Pfeifen herüber wirbelten, ein Zeichen, daß das Lippische Bataillon ausrückte, um sich zum Manoeuvre vor einem General des Bundestages vorzubereiten, welche Musterung damals nahe bevorstand, dachte er sicher, ich möchte gewiß lieber mit auf die Haide, wo im Feuer exercirt wurde, hinausgehen, als bei ihm in der engen Stube bleiben. Da versetzte er unruhig: Ich bitte Dich, bleib' bei mir, horch' nicht hin! Es ist Dir hier wohl zu dunstig? aber der Baron B.— war gestern eine ganze Stunde bei mir. Er wollte damit sagen: sieh, es ist hier doch nicht so schlecht, daß Du nicht bleiben könntest.

Ich setzte mich indessen recht bequem zurecht, nahm eine Cigarre und trank Bier, da wurde er ruhig und unsere Unterhaltung nun recht traulich!

Er erzählte mir Vieles von Düsseldorf und seinem Treiben dort, vom Drachenfels, in welchem Wirthshause er sich viel aufgehalten und von dem dortigen Wirth.

Der Wirth war ein Genie, sagte er, ich konnte mich niemals zurecht finden, wenn ich in die Stadt, besonders zu Immermann gehen wollte, anfangs mußte mich ein Mädchen immer begleiten, aber die Gans wollte zuletzt nicht mehr, ich glaube sie schämte sich,

da zeichnete mir denn der Wirth einen so schönen Plan, daß ich mich jedesmal darnach zurechtfinden konnte. Auch Burgmüller's, mit dem er im Drachenfels viel zusammen gesessen hatte, erwähnte er als eines wunderbar tiefen Charakters; es war ein blasser, ernster Mensch, sagte er, sein Schweigen war geheimnißvoll, fast grauenhaft. Er hatte einen gränzenlosen Widerwillen gegen die Welt und was er hinwarf, war schneidend. — Wenn wir uns da manchmal gegen einander aussprachen, mag tolles Zeug genug heraus gekommen sein. Grabbe gedachte Burgmüller's mit großer Verehrung, und wurde beinah wehmüthig, als er von ihm sprach. „Norbert, Du bist weiter gereist, kommst Du nie wieder!“ Bei Erwähnung Burgmüller's gedachte Grabbe auch eines Operntextes Cid, welchen er für jenen zum Componiren geschrieben hatte. Schriftlich besaß er dieses Gedicht nicht, er sagte mir aber lange Stellen daraus vor, unter andern auch eine, welche offenbar eine Anspielung auf Charlotte St.— und das Verhältniß zu ihrem Gatten enthielt. Grabbe gestand das auch, als ich ihn darauf aufmerksam machte, ein. Die Anspielung war freilich etwas rücksichtslos, möchte aber doch den eigentlichen Grund jenes unglücklichen Verhältnisses ganz richtig bezeichnen. Denn einestheils lag die Quelle ihrer Leiden, die sie auf so traurige Weise enden ließ, allerdings in dem Umstande, daß sie Geist besaß und liebte, daß auch die

Bilder der Rahel, Staël u. s. w. vor ihrer Phantasie standen, daß aber ihre Verhältnisse sie nicht in die Lage brachten, den Geist, den sie etwa hatte, glänzen zu lassen und daß sie auch zu weich geschaffen war, um diesen unbändigen wilden Knaben sich dienstbar zu machen. Sie war von den weichen weiblichen Wesen, in denen mehr Aufnehmen als Geben ist, eine gewisse Mattherzigkeit, die mehr mit fremden Bildern spielt, als mit eigenen, die still und zurückgezogen, fast theilnahmlos für ihre Umgebung, so ernst und träumerisch sinnen, die Abenddämmerung lieben und schwärmerisch zum Sternenhimmel aufsehen, aber am Ende doch nicht wissen, was sie geträumt haben. Es mag Geist in ihnen sein, aber der ist nur wie Goldsand in den breiten Strömungen der Gefühle, ist nicht der Goldschatz der blisternd hervorrollt und in die Augen fällt, ihr Geist wird in den Thränen der Gefühle zu sehr aufgelöst und fällt auseinander. Ihr Herz spricht lauter als ihr Geist. Und das mußte für Ch. St. sehr unglücklich sein. Da kamen denn die ewigen Anmahnungen des Herzens, die sich an der Kälte des Geistes händeringend brachen; wenn sie Andere lachend und witzig sah, dann konnte sie nur schweigen, es will sich nichts Starkes in ihr regen, es kamen nur Vorwürfe und weinen mußte sie, wenn sie allein war. Es war deshalb sehr natürlich, daß sie die Gesellschaft floh und erklärt sich daraus einigermaßen wohl, warum

sie aus dem Leben auf so gewaltsame Weise auf immer Abschied nehmen mochte.

Aber wenn auch hierin ein großes Moment der Erklärung liegt, so liegt doch die Haupterklärung darin, daß Ch. St. keinen resoluten und tüchtigen Mann hatte, sondern einen Mann, der sich in trauriger Muthlosigkeit und empfindlicher Schwäche aufrieb. — Schon alle Frauen lieben die starken Männer von breiter Brust und tüchtigen Schenkeln, ihre Liebe geht mehr auf das Sinnliche, auf den Körper, während die der Männer mehr auf das Uebersinnliche, das Mystische geht; sie lieben was hervortritt, die Männer was sich verbirgt, die Frauen sind der Begriff, die Männer die Realität. — — —

Wie viel mehr haben solche überspannte Schwärmerinnen, wie Ch. St. war, etwas Starkes nöthig. Ja, dies ewige Suchen nach etwas Wunderschönem in der Ferne kann nur befriedigt werden, wenn es zusammen genommen wird von einer fremden Kraft, die es beherrscht. Dies Suchen, was ist es mehr, als das Suchen des Begriffs nach der Materie, des unerfüllten Begriffs nach der Ausfüllung!

Später ist mir eine Abschrift des Cid in die Hände gefallen, die ich noch besitze. Die s. g. Oper ist ein ziemlich formloses Ding und läuft hauptsächlich auf eine Verspottung der Liebe Cids zu Ximene hinaus.

Neben den handelnden Personen spricht der Dichter, sprechen die Recensenten, spricht das Publicum immer mit, und Cid und Ximene sind bald Schauspieler und Schauspielerin, bald historische Personen; von Seitenhieben auf Componisten und Literaten wimmelt es. Uebrigens, wenn der Witz auch manchmal trifft, daß man hell auflachen möchte, so ist er häufig auch nur verfehlt, man sieht nicht, wohin der Dichter will, es ist nur in's Blinde hinein verglichen, es sind nur dunkle Anspielungen, die Zusammenstellung ist mehr seltsam als sinnreich, ja manchmal sinnlos, weshalb sich das Ding denn auch zum Druck nicht eignen möchte.

Nächstdem erzählte mir Grabbe von einem kleinen Romane, den er in Düsseldorf geschrieben habe und trug mir lachend Einiges daraus vor, es waren Prügelscenen, wie man sie wohl in altenglischen Romanen antrifft, das Komische war hier aber so gehäuft, daß es Alles überbot, was ich in der Art gelesen. Auf meine Bitte, mir das Manuscript mitzutheilen, antwortete er mir, es wäre ihm weggekommen, er nannte auch den Namen desjenigen, der es entwendet habe, der mir indessen entfallen ist. Uebrigens habe ich von dem Romane keinen großen Begriff, denn eine gedehnte Prosa schreiben, konnte Grabbe nicht, er konnte nicht bequem entwickeln, er war zu rastlos zum Festhalten einer Vorstellung, alle

seine Gedanken waren zu geballt, zu unrefmäßig und wenn er dann sich herablassen und spielend fortschleudern wollte, so wurde er leicht schaal und matt.

Im Jahre 1834, ehe er von Detmold fortging, las er mir den Anfang eines Romans „Reuber“ vor. Es hob da mit der Vorbereitung einer Trauung an und allerlei Scherze und Anspielungen waren hinein gemischt. Die Darstellung war aber so schleppend und die Scherze waren so gesucht, daß die Vorlesung keinen erquicklichen Eindruck auf mich machte; Grabbe fühlte das auch, schlug das Papier zu und brach damit ab: „Nä, wollen's lieber liegen lassen, es ist doch nichts.“ —

Grabbe wurde immer mittheilsamer und begann nun von einem Lustspiele „Till Eulenspiegel,“ welches er zu schreiben beabsichtigte, zu sprechen. Ich hatte ihm das alte Volksbuch geliehen, dazu hatte er von anderer Seite die Umrisse von Ramberg bekommen. Beide Bücher lagen auf der Oberdecke seines Bettes. Wir sprachen ein Langes und Breites über den Till Eulenspiegel und wenn wir uns auch über Manches nicht verständigten, so waren wir doch in der Meinung einig, daß Ramberg in seinen Umrissen den Till Eulenspiegel ganz falsch aufgefaßt habe. Er stellt ihn ja auch dar als einen Mephistopheles mit einem dämonischen Gesicht und der Reiherfeder auf dem spitzen Hute, gerade wie sich der Böse auf dem Theater

trägt, während doch Till Eulenspiegel nichts anders ist, als ein loser Schalk, der sich in gutmüthige Dummheit kleidet, ein wahrer Ausdruck des niederdeutschen Bauernwitzes.

Grabbe hatte damals noch viele Pläne. So sprach er auch von einem Lustspiele, in welchem das demagogische Studentenwesen lächerlich gemacht werden sollte; er warf auch Manches hin, was mir allerdings noch lächerlicher vorkam, als die Immermann'sche Erzählung in seinen Epigonen, die doch sehr ansprechend ist, wenn auch sonst für mich die Immermann'schen Romane immer etwas von diesem trocknen Ernst, von dieser verbissenen Bitterkeit der alten Jungfer an sich tragen und mit saurem Gesichte den Verdrehungen und Trübseligkeiten des Lebens nachgehen, wenn überdies auch Immermann selbst an manchen Liebhabereien grade da kränkelt, wo er sie geißeln will (Goethianismus, Flämmchen rc.). Will man Auswüchse im Leben lächerlich machen, so muß das ganz anders kommen, es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen den Epigonen und dem Donquixote. —

Unser Gespräch wandte sich nun auf Immermann. Grabbe war von letzterm nicht sehr erbaut, seine Vorwürfe gegen ihn beschränkten sich jedoch nur darauf, daß er ein stolzer und dabei wieder gegen die hohe und höchste Welt demüthiger Mann sei. Um dies zu belegen, führte er an, jener habe in Schiller's Tell

oder in seinem Hofer, das weiß ich nicht mehr, einen ganzen Act für die Düsseldorfer Bühne umgearbeitet, um wegen der dort enthaltenen politischen Ansichten ja keinen Anstoß zu geben. Grabbe erging sich auch in scharfen Satiren gegen Immermann's Liebe zu seinen Düsseldorfer Schauspielern und behauptete lachend, derselbe habe aus dem Düsseldorfer Theater ein Normaltheater von ganz Deutschland schaffen und es darin Goethe und Schiller in Weimar nachmachen wollen, es auch nicht vertragen können, wenn man nur das Geringste am Theater getadelt habe, der leiseste Tadel habe ihn außer sich gebracht, und doch wären die Schauspieler meistentheils nur verlaufene Subjecte gewesen. Im Uebrigen enthielt er sich jeder feindlichen Aeußerung gegen Immermann, vielmehr wenn ich bemerkte, daß mir dessen Poesien nicht zusagten — denn ich halte ihn zwar für einen gediegenen, verständigen Mann, der tüchtige und körnige Journalartikel schreiben könnte, dem es aber zu einem Poeten an allem Schwung, an aller Phantasie mangelt, er hat seine eigne zähe Natur im Schulz auf dem Oberhofe (Münchhausen) ziemlich gut getroffen — warf er mir ein: „Nimm aber doch den Hofer — und den Tulifäntchen, ein allerliebstes Ding!" Am wenigsten sprach er darüber, weshalb und wie er mit Immermann gebrochen habe. So offen er sonst auch bisweilen mit den delicatesten Geheimnissen war, so äußerst discret konnte er doch

wiederum bei manchen Verhältnissen sein, ich habe davon auffallende Beweise; das Herauswerfen von Geheimnissen von solchen Dingen, die man sonst zu verschweigen strebt, war auch immer nur Caprice und wurde meist nur hervorgetrieben aus innerer Unruhe, um diese oder jene Verlegenheit zu verbergen, um diese oder jene Voraussetzung über ihn todt zu schlagen. —

Von Immermann gingen wir auf dessen Freundin, die Gräfin Ahlfeld, über; von welcher Grabbe mit hoher Verehrung sprach.

„Die Gräfin," sagte er, „schickte mir täglich lange Briefe zu, ja täglich, mit ihr stand ich im besten Vernehmen, ich bin häufig mit ihr im Wagen ausgefahren, im Winter holte man mich jeden Abend ab in's Theater."

Die freundliche Zuvorkommenheit der hohen vornehmen Dame war ihm um so wohlthuender, da seine Weltverachtung damals sehr nachgelassen und er in dem Gefühl der Schwäche befangen war, wobei das Bewußtsein seines eigenen Werthes nicht genug aufrecht gehalten und vielmehr immer Zurücksetzung vermuthet wurde.

„Die Briefe," fuhr Grabbe fort, „welche mir die Gräfin geschrieben hat, kannst Du lesen, Du sollst

sie alle lesen, sie stecken da in dem Bündel, im Bücherbrett."

Ich wollte sie nun losmachen und nahm jenen auf den Stuhl.

„Nä, Gott o Gott!" rief aber Grabbe, „auf ein ander Mal! Das bringt mich um — Du findest sie nicht — um Gotteswillen leg' den Bündel wieder hin — bind' ihn zu! — ich kann's nicht, nä ich kann's nicht sehen, es bringt mich außer Fassung. So! — werde mir aber nicht böse, sieh es geht nicht. No 3. — werde mir aber nicht böse, gieb mir erst die Hand darauf." —

Ich hatte für Grabbe bei seinem Weggange von Detmold im Herbst 1834 übernommen, die noch ausstehenden Deservite aus seiner Advocatur einzuziehen. Ich hatte mehre Gelder für ihn eingezogen und sie theils für Forderungen, welche die Depositenkasse des Militairgerichts an ihn machte, ausgegeben, theils sie auf sein Geheiß an seine Mutter ausbezahlt; die Summe war sehr gering, denn Grabbe hatte während seiner Advocatur nur schlechte Sachen gehabt und überdies waren seine Bücher so confus, daß ich nicht mehr herausfinden konnte. Ich hatte über den Stand dieser Sache schon früher nach Düsseldorf an Grabbe geschrieben. Dies fiel mir jetzt ein, und ich sagte zu ihm: Ich bedaure, daß nicht mehr herausgekommen ist.

„Ach ja so, die Deserviten, das soll ja wohl sein, das ist ja dummes Zeug, laß nur gut sein, es waren schlechte Sachen."

Ich kam aber auf mehrere einzelne Punkte zurück.

Da rief er wieder: — „Was! der Jude — ich ihm geschenkt! — und die G.—s, das sind wohl funfzig Thaler, Herre Jesus!" Er schrieb sich die Namen auf — „hast Du denn auch Quittung — ich habe sie noch nicht gesehen — und Rechnung! wofür? damit hätten sie eher kommen müssen, wie können sie noch Rechnung machen? Nä, die verklag' nur gleich — oder schreib' ihnen erst einen Brief. Ja mach's nur, ah, es ist mir auch einerlei, es ist Kleinigkeit, es ist Quark."

An seiner Aufregung, wenn sie auch gleich wieder zur Gleichgültigkeit herabsank, konnt' ich nun wohl erkennen, daß er des Geldes bedürftig war und sich nach seinen trostlosen Deserviten als einer Zuflucht umgesehen hatte. Wie ich später erfuhr, war er auch damals von allem Gelde entblößt und mochte von seiner Frau nichts verlangen. Vielleicht hatte er mich blos der Deserviten wegen zu sich kommen lassen und mochte aus Schaam über seine Armuth nicht davon anfangen, ob aus jenen nicht noch etwas für ihn zu erwarten stehe.

So kam ich denn seinem Wunsche zu Hülfe und versprach ihm dafür zu sorgen, daß er etwas Geld bekäme.

Als ich dann aufbrach, rief er mir wieder zu: „Aber vergiß nicht zu meiner Mutter zu gehen und sie über meine Krankheit zu beruhigen, sag' ihr auch, sie sollte nur tüchtig Thee trinken mit Rum, ich wollt's bezahlen, hörst Du, nur tüchtig Rum." Ich versprach auch zu seiner Mutter zu gehen und entfernte mich. —

28.

Er mußte von jetzt ab beständig das Bett hüten, seine Krankheit hatte sich zu einer förmlichen Rückenmarksschwindsucht ausgebildet. Dabei ging es ihm sehr elend; seine Frau war zuweilen um ihn, sie interessirte sich aber wenig für ihn und ließ ihm nur zu sehr fühlen, daß er ihrem Herzen ganz entfremdet sei. Ja, da sie sich von seinem nahen Ende noch nicht überzeugen konnte, betrieb sie sogar noch um diese Zeit eine Scheidungsklage. Grabbe wußte dies sehr wohl. Als sie einmal an seinem Bette stand, ergriff er ihre Hand und halb betrübt, halb scherzend sagte er: „Ach, Luzie, behalt' mich, sieh, die Männer sind rar!"

Seine Freunde und Bekannte besuchten ihn wohl. Aber man weiß, es gehört außerordentlich viel Ge-

huld dazu, am Lager eines Kranken auszuhalten. Die Welt zieht lieber den Vergnügungen nach, oder dem, was glänzt und regiert, davon ist am Krankenlager wenig zu finden, darum sind die Krankenbesuche auch gewöhnlich mehr Beobachtungen der Pflicht, als Opfer der Liebe und Hingebung.

Grabbe hatte also sehr viele einsame Stunden, er war oft ganze Nachmittage allein. Und das müssen für ihn natürlich qualvolle Stunden gewesen sein. Nicht einmal zum Sterben soll ich mein Haupt ruhig hinlegen können, ich gehe dem Tode entgegen und meine Frau arbeitet noch gegen mich, vielleicht sitzt sie jetzt eben mit ihrem Anwalt zusammen und berathschlagt, wie sie mich in die Welt hinausstoßen will; ha, so werde ich herumgehetzt bis an's Ende. So mag er häufig gedacht haben.

Um sich nun in solchen einsamen Stunden die Zeit zu vertreiben, ließ er aus seiner Nachbarschaft einen Schneider kommen, einen Gecken, der viel gereist, auch lange Zeit in Paris gewesen war, und seine Erfahrungen und Beobachtungen und sein bischen Französisch auf die lächerlichste Weise an den Tag brachte. Dieser Schneider mußte sich an sein Bett setzen, mit ihm Bier trinken und ihn dann unterhalten. Er erzählte von seinen Reisen und besonders von Paris und jeden Satz bekräftigte er mit Parole d'honneur. Auch mußte er singen und besonders viel ließ

Grabbe das Lied Prinz Eugenius singen. Diese Unterhaltung ergötzte ihn und er wollte sich manchmal ausschütten vor Lachen, freilich ein Lachen, hinter dem der fürchterlichste Schmerz saß.

29.

Daß indessen unser gefesselter Prometheus sich durch seine Leiden nicht beugen und zur Rückkehr unter den Segen des Autoritätsglaubens bewegen ließ, möchte aus folgendem Vorgange hinreichend erhellen.

Es war nämlich in der Stadt bekannt, daß sein Ende herannahe; das hatte auch der Pastor des Orts vernommen und hielt es für seine Pflicht, ihm den Trost der Religion zu bringen und seine Seele dem Göttlichen zuzuwenden. Wo ein langes, schmerzliches Krankenlager der Auflösung vorausgeht, ist es ja eben nicht ungewöhnlich, daß der Geistliche auch unaufgefordert sich einfindet. Nachdem er also von Grabbe's Hausgenossen gelegentlich erfahren, daß dieser zwar kein Verlangen nach religiösem Trost bezeigt, aber den Besuch des Herrn Pastors wohl aufnehmen werde, begab er sich eines Morgens zu dem Kranken hin.

Eigentlich hatte übrigens Grabbe, als seine Hausgenossen ihn darum befragt, ob ihm der Besuch des Geistlichen angenehm wäre, geantwortet: „Was? der

Pastor? Was will denn der Kerl, der Pastor, bei mir? Nun, meinetwegen mag er kommen!“

Als nun letzterer bei Grabbe eintrat, machte dieser zwar ein langes Gesicht, wie über eine wunderbare Erscheinung, war jedoch sehr artig und winkte ihm, er möge sich setzen.

Grabbe fing darauf von gleichgültigen Dingen zu sprechen an, und wenn der Pastor der Unterhaltung einen ernsthaften Ton zu geben suchte, sprang jener ab, und ergötzte sich an den sonderbarsten Zusammenstellungen, sprach von den Chinesen und Japanesen, von den russischen Elementarschulen und dergleichen. Auf die Frage des Pastors, er müsse wohl viel leiden, antwortete er kurz ab: „Wie, ich? O ich bin kerngesund! Mir fehlt nichts, wahrhaftig, mir fehlt nichts!“ — zwischendurch wurde er ernsthafter und sprach wohl von Religion, und deren Einfluß auf das Staatsleben, behandelte dann aber diesen Gegenstand wie ein hoher Staatsmann, der über Völker von verschiedenen Religionen regiert, und deshalb die Unterschiede der letzteren so ziemlich aus den Augen verliert. Da nun Grabbe von selbst nicht zu einer religiösen Stimmung kam, dachte der Pastor, er müsse seinerseits, um den Zweck seines Besuchs nicht zu verfehlen, bei ihm gottselige Gedanken zu erwecken suchen und so hob er denn im feierlichen Tone mit der Bemerkung an: Grabbe müsse doch fühlen, daß er schwä-

cher werde, ob ihm denn nicht der Gedanke käme, seine Seele an das Ewige, welches über die Vergänglichkeit hinausdauere, zu richten; das Himmlische allein gäbe Trost über die Hinfälligkeit des Erdenlebens. Die Anrede mochte in des Geistlichen Sinne sehr natürlich sein, machte indessen auf Grabbe einen unangenehmen Eindruck und demnach fiel dieser jetzt in einen ganz burlesken Ton:

„Ja so, der Himmel!“ sagte er. „Herr Pastor, wissen Sie, wie's im Himmel aussieht? — Ob wohl die Ochsen, Esel und die Kameele auch in den Himmel kommen? — Ich glaube es, — sie haben ja auch Seelen. — Das wird einmal ein Leben im Himmel sein, welch' ein Gekrauf und Gekrabbel, wenn sich das Alles durch einander kratzt und beißt und stößt und schlägt, alle dies Gethier!“ —

Er fuhr noch ferner fort in dieser Weise zu reden, so daß der Geistliche alsbald für gerathen fand, sich zurückzuziehen.

Uebrigens fing der Schatten des Todes schon an, sich über Grabbe auszubreiten und halb mag dieser im Fiebertraum gelegen haben, als er jene Reden durch einander wirbelte.

30.

Er lebte hiernach nur noch wenige Tage, aus denen ich ein Paar Scenen schildern will, in wel-

chen die Frau Auditeurin freilich jeden Schleier, der ihre außerordentliche Leidenschaft verhüllen konnte, abgeworfen hatte und ihren Charakter mit allen seinen Schrecken offenbarte.

Am 10. September kam nämlich die Mutter Grabbe's in Begleitung des Herrn Hofraths Piderit, welcher Arzt ihres Sohnes war und sie auf ihr Ersuchen unter seinen Schutz genommen hatte, weil sie mit der Frau Auditeurin nicht in dem besten Vernehmen stand und deshalb befürchtete von ihr zurückgewiesen zu werden. Woher diese Mißstimmung entstanden war, kann ich mit Zuverlässigkeit nicht angeben, übrigens glaube ich nicht, daß sie in etwas Anderem als einigen kleinern wechselseitigen Reibungen ihren Grund hatte. Die Schwiegertochter hatte wohl von vorn herein sich zu vornehm geachtet, um die Frau Grabbe als Schwiegermutter zu betrachten und sie mit Kälte entfernt gehalten, auch der Pflegetochter derselben das Haus verboten, wenn diese gekommen war, um sich nach Grabbe's Wohlergehen zu erkundigen. Dagegen hatten die Schwiegermutter und deren Pflegetochter, welche immer der Verheirathung Grabbe's sehr entgegen gewesen, der Frau Auditeurin zu verschiedenen Malen nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihren Gatten nur mit List an sich gezogen, um nicht als alte Jungfer sitzen zu bleiben. —

Kaum hatte hier nun die Frau Auditeurin die Ankunft der Mutter Grabbe's vernommen, so stürzte sie in das Krankenzimmer herein, ergoß sich in einen Strom von Beschuldigungen und Beschimpfungen gegen die alte Frau und verlangte in den bestimmtesten Ausdrücken, daß sich dieselbe sofort aus dem Hause entferne in der Art, daß der Herr Hofrath für das Gerathenste fand, jene unter den Arm zu nehmen und mit ihr von dannen zu ziehen.

Am 12. September Mittags kehrte die Frau Grabbe unter dem Schutz des Herrn Canzleirath Petri wieder. Sollte sie denn von ihrem Sohne ganz getrennt bleiben? Es war für sie ein zu schmerzlicher Gedanke gewesen, daß jener in seiner letzten Stunde ohne ihren Beistand sein und vielleicht vergeblich nach ihr verlangen sollte, und somit hatte sie sich an Petri gewandt, da sie den Herrn Hofrath Piderit nicht wieder belästigen wollte.

Hier wiederholte sich nun dieselbe Scene, nur in weit grellerer Weise, denn kaum hatte sich die Alte niedergelassen, so öffnete sich die Thür im oberen Stock, die Frau Auditeurin sprang in ein Paar Sätzen die Treppe herab und rannte dann wie besessen die Hausflur auf und nieder, indem sie laut ausrief: „Wart', die kommt mir doch in's Haus, obgleich sie genug weiß, daß sie nicht kommen soll! Sie soll mir sogleich wieder fort, auf der Stelle! Ich will doch

sehen, wer hier zu befehlen hat!" Zwischendurch hielt sie das Ohr an die Stubenthür, um zu hören, welchen Eindruck ihre Worte machten und ob man nicht zum Weggehen rüste. Als sich nichts regte, konnte sie es vor Ungeduld nicht aushalten und ließ deshalb hineinsagen, sie verlange, die Alte solle augenblicklich das Haus verlassen. Petri, der durch dieß Benehmen wohl aufgeregt sein mochte, aber an sich hielt, ließ ihr darauf mit Ruhe zurücksagen: „Die Alte solle nun einmal das Haus nicht verlassen, sondern vielmehr da bleiben, da Grabbe im Sterben liege und ihre Gegenwart ihm ein Trost sei; das Einzige, was hier erforderlich, wäre, daß die Frau Auditeurin sich still und ruhig verhalte." Auf diese Antwort riß die letztere die Thür auf und schrie in die Stube hinein: „Ich will's aber, sie soll fort, es ist mein Haus, ich habe hier zu befehlen, wenn mein Mann Pflege bedarf, so will ich ihn verpflegen, es ist meine Sache, die Alte ist eine Diebin, sie hat mich bestohlen, sie stiehlt, ja sie säuft auch, sie ist schon wieder besoffen." Dabei sprang sie in die Kammer auf die Alte zu und unter dem Ausruf: „es ist mein Stuhl, worauf sie sitzt, sie soll hier nicht mehr sitzen," war sie im Begriff handgreiflich zu werden.

Grabbe verstand freilich nicht recht mehr, was vorging, aber so viel fühlte er doch wohl, daß seine Mutter von seiner Frau insultirt werde, und deshalb

erhob er sich im Bette und winkte ängstlich mit seinen Händen von sich. Es war diese Bewegung des Sterbenden ergreifend und fand sich deshalb Petri veranlaßt, nunmehr in etwas bestimmteren Ausdrücken Ruhe zu gebieten und als die Frau Auditeurin mit ihrem Lärmen fortfuhr, sie am Arm zu nehmen und zur Thür hinauszuführen. Da zitterte und weinte die letztere vor Wuth und tobte auf der Hausflur in der Weise, daß die Leute, welche gerade aus der Kirche kamen, auf der Straße stehen blieben.

Um diesem Scandal ein Ende zu machen, begab sich dann Petri zu ihr und kündigte ihr an, daß er sich genöthigt sehe, falls nicht bald Ruhe würde, sich an die Polizei zu wenden, da der Tod auf Grabbe's Lippen schwebe.

Jetzt kannte die Wuth der Frau Auditeurin keine Grenzen mehr. „Wie?" schrie sie hohnlachend, „Sie wollen mich aus dem Hause transportiren; wem gehört das Haus? Es ist mein Haus. Ich gebiete vielmehr Ihnen, Sie begeben sich augenblicklich von hier fort, hier auf der Stelle. Ich habe hier zu bebefehlen. Wie, Herr Canzleirath, Sie wollen mir hier Gesetze vorschreiben?" Sie schäumte fast und stampfte mit den Füßen.

Selbst auf Petri, der sonst ein sehr fester Mann ist, machte dieß Auftreten einen solchen entsetzlichen Eindruck, daß er in die Stube zurückging und die

Thür vor ihr verriegelte, bald darauf auch die Mutter Grabbe's wieder wegführte, zumal das Toben und Hohnlachen auf der Hausflur kein Ende nehmen wollte.

Ich war noch spät, nach 1 Uhr, auf der Ressource, indem ich, im Lesen vertieft, nicht bemerkt hatte, daß alle andere Gesellschaft weggegangen war, da riß Petri plötzlich die Thür auf, trat rasch an den Lesetisch, von welchem er aber nur eben ein Blatt nahm, das er gleich wieder hinwarf und begab sich in den unteren Theil der Zimmers. Er war sichtbar in der größten Aufregung, konnte sich nicht fassen, nahm das Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich die Thränen aus den Augen. Ueber ein solches Benehmen betroffen, ging ich zu ihm und erkundigte mich, was ihm wäre. Die Aufregung erstickte fast seine Stimme und er brachte kaum die Worte hervor: „O, es ist fürchterlich, das Weib ist eine Furie und Grabbe liegt im Sterben.“ Dann warf er die Kappe auf den Kopf und stürzte fort aus dem Zimmer. — So viel kann ich aus eigener Wahrnehmung hinzufügen. —

31.

So kommen wir denn auf den letzten Tag Grabbe's, welcher mit dem 12. September 1836 eintrat. Er soll mit allen seinen einzelnen Umständen beschrieben werden, denn die letzten Momente eines

ausgezeichneten Mannes pflegt man vor allen Dingen mit Interesse und Spannung zu verfolgen.

Schon am Morgen des 12. September konnte man wahrnehmen, daß Grabbe den Abend nicht mehr erleben werde. Er lag halb bewußtlos. Sein Auge war gebrochen und die Sprache hatte ihn verlassen. Nur mühsam richtete er dann und wann sein Haupt empor und gab der Magd, welche seiner wartend am Bette saß und ihm den Schweiß abtrocknete, ein Zeichen seines Daseins. Gegen neun Uhr kam seine Frau, welche des Nachts mit bei ihm gewacht hatte, wieder zu ihm herunter. Als er sie erblickte, erhob er sich etwas und streckte den Kopf vor, indem er die Lippen bewegte. Es war, als ob er etwas verlange. Sie deutete dies so aus, als wenn er sie küssen und Abschied von ihr nehmen wolle, konnte sich indessen, obgleich sie dies annahm, lange nicht überwinden, ihn zu küssen. Endlich erst, nachdem Grabbe mehrmals die Bewegung wiederholte, küßte sie ihn auf die Stirn und er faßte ihre Hand und drückte sie krampfhaft. Darauf ging sie von ihm und hat ihn im Leben nicht wieder gesehen.

Nachdem seine Frau weggegangen, kamen noch mehre Besuche aus der Stadt.

Gegen zehn Uhr kam Grabbe's Mutter. Die Frau Auditeurin hatte es nämlich jetzt erlaubt, daß jene kommen durfte, sie hatte sich besonnen, wahrscheinlich weil sie vernommen, welche Sensation ihr Beneh-